



# Das II. Vatikanische Konzil

Am kommenden 11. Oktober wird in Rom das 2. Vatikanische Konzil eröffnet werden. Die Bischöfe der katholischen Kirche werden unter Vorsitz und Leitung des Papstes durch Wochen und vielleicht durch Monate hindurch in arbeitsreichen Sitzungen über Fragen und Aufgaben der Kirche und ihrer Sendung beraten, sie werden Entscheidungen treffen und Entschlüsse fassen, die für das gesamte kirchliche Leben und darüber hinaus für den Gang der Geschichte von heute und morgen von einschneidender Bedeutung sein werden.

Man hat gesagt, das Konzil sei eine außerordentliche Parlamentssitzung der katholischen Kirche, es sei eine internationale Konferenz der katholischen Bischöfe. Dies ist nicht richtig. Im Parlament sitzen die gewählten Vertreter des Volkes. Die Bischöfe, die am Konzil teilnehmen, sind nicht Delegierte des Volkes, sie handeln nicht im Auftrag und Namen der Diözesen, denen sie vorstehen. Ihr Auftrag kommt nicht vom Volk, sondern von Christus. Das heißt nun nicht, daß die Bischöfe nicht dem Volke verbunden sind, daß das katholische Volk nicht durch sie vertreten wird. Im Gegenteil, der Bischof ist dem Volk viel wesentlicher verbunden als der gewählte Vertreter; der Bischof als Vertreter Christi und Vater der Diözese ist eins mit seinem Volke nach dem Wort des hl. Cyprian: „Der Bischof ist in der Kirche und die Kirche ist im Bischof.“ Auch ist das Konzil keine „internationale“ Versammlung, weil Bischöfe aus allen Nationen daran teilnehmen. Die Kirche ist nicht international, sondern universal, d. h. katholisch. Die Bischöfe sind nicht Vertreter ihrer Nationen, sie sind am Konzil als Glieder der katholischen Hierarchie, als Nachfolger der Apostel. Die Universalität der Kirche liegt jenseits jedes Internationalismus, sie hat ihre Wurzel in dem einen geheimnisvollen Leib Christi, den sie von ihren Anfängen an darstellt. Die Einheit und Universalität der Kirche und deshalb auch des Konzils kommt von Christus und von der universalen Sendung, die Christus seiner Kirche gegeben hat.

Das kommende Konzil ist kein Ereignis zur Befriedigung einer sensationsgierigen Presse; es wird auch alle enttäuscht lassen, die sich vom Konzil revolutionäre Maßnahmen erwarten. Das Konzil bricht nicht mit der Vergangenheit, es bringt auch keine wesentlichen Neuigkeiten für die Zukunft. Um es klarer zu sagen: Die kirchliche Hierarchie ist auch auf dem Konzil nur Dienerin der göttlichen Offenbarung, sie hat auch auf dem Konzil nur die Aufgabe, das ihr anvertraute Glaubensgut treu zu bewahren, die Lehre und die Gebote des Stifters der Kirche unverfälscht weiterzugeben. Der Inhalt der Glaubens- und Sittenlehre des Christentums liegt nicht im freien Ermessen des Papstes oder der Bischöfe; deshalb kann es hierin keine revolutionären Neuerungen geben, wie sie manche erwarten. Das Konzil wird also nicht sagen, um der Mentalität der Zeit entgegen zu kommen, daß Sünde nicht mehr Sünde ist, daß die Hölle kein Dogma und der Teufel

in der Welt nicht mehr am Werke ist, daß z. B. in Sachen der Geburtenkontrolle oder der Ehescheidung alles erlaubt ist. Das Konzil wird die Wahrheiten der göttlichen Offenbarung verkünden, die Grundsätze des katholischen Glaubens und der christlichen Sitte verteidigen, wie es die Kirche getan hat von ihren Anfängen bis heute.

Ist das alles? Wozu dann soviel Aufsehens wegen eines Konzils?

Die Sendung der Kirche ist überzeitlich, aber sie muß ihr Werk erfüllen in der Zeit. Die Kirche muß jeder Zeit das Heil verkünden. Zeiten und Zeitumstände ändern sich. Jede Zeit hat ihr eigenes geistiges Gepräge, ihre besonderen geistigen und sittlichen Gefahren. In der Kirche selbst gibt es einen Fortschritt, denn sie ist der lebendige, wachsende geheimnisvolle Leib Christi. Es gibt zwar keinen Fortschritt im Glaubensgut, das der Kirche anvertraut ist, wohl aber einen Fortschritt in der Erkenntnis der Wahrheit. Dies alles stellt die Kirche ständig neu vor die Aufgabe einer zeitoffenen Heilsvorkündigung, um, den geistigen, religiösen, sittlichen, sozialen, kulturellen Gegebenheiten Rechnung tragend, das Heil der Menschen, die Heimführung der Welt zu Gott hier und jetzt nach besten Kräften zu leisten.

Konzilien waren immer veranlaßt durch besondere Zeitnöte. Es galt den wahren Glauben gegen Häresen zu verteidigen, es galt die geoffenbarte Wahrheit vor einer Welt, die sie aus dem Auge verlor, neu aufleuchten zu lassen; es galt Mißstände im sittlichen Leben von Klerus und Volk zu beseitigen und die katholische Disziplin wieder herzustellen. Es galt Orientierung zu suchen für den Weg in die Zukunft. Jedes Konzil bedeutete im Lauf der Geschichte der Kirche eine Erneuerung und Stärkung des Lebens.

Johannes XXIII. hat alle Bischöfe eingeladen, schriftlich ihre Vorschläge einzubringen für die am kommenden Konzil zu behandelnden Probleme. Aus allen Weltteilen haben die Bischöfe freimütig sich zu Worte gemeldet, haben aus ihrer Erfahrung und Kenntnis Vorschläge und Anregungen gemacht. Das gesammelte Material füllt 15 Bände. Nie früher ist eine solche umfassende und kompetente Bestandaufnahme gemacht worden über die Situation der Welt, in der wir leben, nie sind solche Unterlagen bereitgestellt worden, die eine gründliche Diagnose der Weltlage und die geeigneten Mittel der Therapie ermöglichen. Seit langen Monaten sind in einer Reihe von Kommissionen fast 800 Bischöfe und Theologen an der Arbeit, um die verschiedenen Sachgebiete des kirchlichen Lebens und der pastoralen Sendung zu studieren und dem Konzil die Ergebnisse ihrer Mühen vorzulegen.

Der Papst hat gesagt, daß es am kommenden Konzil darum geht, die moderne Welt in Kontakt zu bringen mit den lebensspendenden und unversiegbaren Energien des Evangeliums. Dies bleibt die tragende Zielrichtung aller Konzilsarbeiten; ob es sich um Fragen der katholischen Theologie oder der Missionierung der Heidenvölker handelt, ob die Irrtümer des modernen

Denkens, z. B. des Materialismus, des Existenzialismus, oder die Fragen einer zeitgerechten Priesterbildung zur Debatte stehen, ob man vom aktiven Einsatz der Laien im Apostolat der Kirche oder von der Verbreitung der kirchlichen Soziallehre spricht, ob es darum geht, die absolute Gültigkeit der Prinzipien der christlichen Moral gegen den modernen Relativismus und Subjektivismus zu verteidigen oder Vorschläge zur Erneuerung der Liturgie zu prüfen: immer und überall geht es dem Konzil darum, die Lebenskräfte des Evangeliums fruchtbar zu machen für die heutige Welt.

Damit sind wir bei einer letzten Überlegung angelangt, die wir im Zusammenhang mit dem Konzil zu machen haben. Das Konzil ist nicht nur ein großes geschichtliches Ereignis, es ist überhaupt nicht als natürlicher geschichtlicher Faktor in seinem letzten Wesen zu erfassen, denn es ist in allererster und allerletzter Hinsicht ein Mysterium der Gnade. Das Konzil ist nicht bloß eine Zusammenkunft der Bischöfe mit dem Papst, nicht bloß in horizontaler Linie eine Begegnung der katholischen Bischöfe, sondern das Konzil ist vor allem in vertikaler Richtung eine gnadenhafte Begegnung des Kollegiums der Nachfolger der Apostel mit dem Heiligen Geist. Dies ist keine leere Redeweise, sondern große und heilige Wirklichkeit, Wahrheit unseres Glaubens. Das Konzil ist eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes für unsere Zeit, ein neues Pfingsten für die Welt von heute. Und darin liegt die Größe und die Bedeutung des kommenden Konzils. Es ist Gott, der im Konzil sein Volk heimsucht, es ist Christus, der seinen Geist sendet, um die Seinen in alle Wahrheit einzuführen.

In der Kraft dieses Lichtes von oben werden die Konzilsväter die geoffenbarte Wahrheit besser und tiefer begreifen; in der Kraft dieses Lichtes von oben werden sie die Sendung der Kirche in der Welt und in den Gegebenheiten der heutigen Zeit klarer sehen; in der Kraft dieses Lichtes, das vom Geiste Gottes kommt, werden sie Beschlüsse fassen und Entscheidungen treffen, die der Welt zum Heile sind. In dieser größeren Klarheit, die das Licht des Heiligen Geistes bringen wird, kann die Kirche ihr Wesen und ihre Lehre tiefer erfassen und ihre Sendung heute besser erfüllen.

Mit einem klaren Blick auf die Sendung der Kirche und mit einem ebenso klaren und wirklichkeitsnahen Blick auf die heutige Zeit wird das Konzil an die Arbeit gehen. Menschen werden an der Arbeit sein mit ihren Einseitigkeiten und Unzulänglichkeiten, aber auch mit ihrer Erfahrung und ihrem Wissen und vor allem in ehrlichem Bemühen, das Beste für die Kirche und die Welt zu tun. Diese Menschen werden am Konzil unter dem besonderen Beistand des Heiligen Geistes stehen. Unsere Aufgabe aber als Katholiken ist es, unseren Teil an Mitverantwortung zu tragen, vor allem in gläubigem Gebet und Selbstheiligung, damit das kommende, neue Pfingsten in der Kirche die erhofften Früchte bringen könne.

Heinrich Leithiger  
(Innsbruck)

Hochschulseelsorger

# Der Student und die religiösen Fragen

Viele Studenten bekennen sich zu dem alten, falschen, oft vertretenen Grundsatz: „Religion ist Privatsache“. Sie streben wohl nach beruflicher Ausbildung, studieren, machen Prüfungen und erwerben akademische Grade. Vielleicht haben sie darüber hinaus auch andere, besondere Interessengebiete, wie Kunst oder Literatur. Religion aber wird abgetan als etwas nicht Notwendiges, als Gegenstand freier Wahl, mit dem sich der je einzelne nach seinem freiem Ermessen abgeben kann oder auch nicht.

Andere wieder sind sich zwar bewusst, daß der Mensch wohl Religion haben muß und sie möchten sie in ihrem Leben nicht missen, als köstliche Gabe der Tradition oder auch als Hilfe in manchen menschlichen Nöten. Jedoch meinen sie, ihre im Katechismusunterricht der Kindheit erlangten Kenntnisse reichten ihm für das ganze Leben. Sie seien ja katholisch, weil getauft, sie seien auch fromm, weil sie gelegentlich eine Kirche besuchen, sie wüßten sogar einige Gebete. Religiöse Fragen zu erörtern und sich mit religiösen Problemen auseinanderzusetzen, halten sie aber für eine Art „Hobby“, das sie sich aus Zeitmangel (oder Trägheit) nicht leisten zu können behaupten.

Und doch muß jeder Student (außer er will bewusst „ungläubig“ sein) die religiösen Fragen, die auf ihn eindringen, ernst nehmen und muß sich mit ihnen auseinandersetzen.

Religiöse Fragen sind jene Fragen, die sich mit der Beziehung des Menschen zum höchsten Wesen befassen. Wir verstehen darunter sowohl Erörterungen mit dem Ziel, die Glaubenswahrheiten dem Verstand näher zu bringen, um sie in ihren Begründungen zu verstehen, als auch Erwägungen, wie jene erkannten Wahrheiten sich im Leben des Menschen darstellen. Die religiöse Frage ist dem ganzen Menschen gestellt, nicht nur seinem Verstand. Es geht nicht nur um die Erkenntnis des Wahren, es geht auch um das Tun des Rechten, das aus der Wahrheit folgt.

Das Hochschulstudium ist aus seiner Anlage heraus Fachstudium, das der Berufsvorbereitung dient. Darüber hinaus aber ist es auch der Weg zur höheren, zur akademischen Bildung. In den Seminarien und anderen Lehrveranstaltungen wird der Student zum wissenschaftlichen Arbeiten angeleitet und soll dadurch zu selbständigem Denken und unbeeinflusstem Urteil kommen. Wie sehr gerade dieses Bildungsanliegen gesehen wird, beweist der andauernde Ruf nach einem „Studium Generale“, das dem Studenten helfen soll, sein Fachstudium geistig zu bewältigen und in der Vielfalt der dargebotenen Gegenstände eine einheitliche Linie zu finden. Je mehr das Spezialistentum zunimmt, desto mehr verlangt der Mensch nach geistiger Synthese, nach einer Basis, von der aus er die auf ihn einströmenden Dinge beurteilen und einordnen kann. Er verlangt nach einer Weltanschauung. Und da bieten sich gerade dem Studenten die verschiedensten philosophischen Systeme an.

Alle Philosophie aber versagt bei den letzten Fragen, bei den Fragen um Her-

kunft und Sinn des Lebens, um die Bedeutung des Leidens. Ehrliche Denker, Philosophen wie Naturwissenschaftler, gestehen auch ein, daß sie mit ihrer Methode und ihrer Denkweise auf viele Fragen keine Antwort wissen. Hier ist eine andere Wissenschaft kompetent, die Wissenschaft der Religion, die Theologie.

Selbstverständlich kann nicht jeder Hochschüler Theologie studieren. Es kann ja auch nicht jeder Akademiker Fachmann sein in Geschichte, Physik oder Medizin. Jedoch verlangt akademische Bildung, daß der Hochschüler sich mit den Fragen aller Wissensgebiete befaßt, die an sein Fachgebiet angrenzen, vor allem aber mit den Fragen, die ihn in seinem Menschsein angehen. So kann sich kein akademisch Gebildeter vor philosophischen Fragen verschließen (z. B. Willensfreiheit, Erkenntnis der Wahrheit, Dasein der Seele u. a. m.) und erst recht nicht vor theologischen oder religiösen Fragen.

Religion verstehen wir, wie schon oben gesagt, als Beziehung des Menschen zum höchsten Wesen, zu Gott. „Gott ist aber nicht ein beliebiges Objekt, auf das der Mensch sich neben

## Das Wagnis

Und dann ist es wieder so, als wäre alles umsonst gewesen; der Entschluß, das Gelingen... als wäre alles nur ein Rausch gewesen, vielleicht eine Schwäche.

Oder gibt es den Menschen, der das Wagnis durchhält?

Wagnis — man muß es gegen die Freunde verteidigen, gegen die Feinde, gegen sich selbst.

Und dann die Kleinlichkeit, die Enge, das Moralisieren. Der Gott der kleinen Spende, der großen Spende, der Gott des Fastenopfers, der Enthaltsamkeit und der Gott der tausend Gebete.

Der gute Gott. Der Gott der bestanden Prüfung, der Versicherung. Der Gott fürs Alter, der tröstende Vater...

Aber es liegt an uns, ob es unser Gott ist. Die Möglichkeit zur größeren Wirklichkeit. Wer sich am Kleinlichen stößt, ist selber klein. Die Welt liegt vor uns. Offen. Bereit. Keiner sage, er hätte es nicht gewußt.

Aber wir sind voller Bitterkeit, oder voller Vorsicht, oder voller Zweifel. Der Zweifel ist der beste Schutz vor der Entscheidung.

Aber man will es gar nicht, das Wagnis. Man will es nicht wahr haben, daß es ein Wagnis ist. Nur das Wagnis der Entscheidung verpflichtet. Wissen ist kalt.

Wissen, Sehen, Schauen, Erkennen. Reiten. Wir haben Angst zu sagen: ich bete.

Und dann die Flucht ins „Religiöse“, in eine unverbindliche Gottesgläubigkeit: Ich glaube, daß es einen Gott gibt, aber...

Christus ist das Wagnis...

H. W.

anderen ‚auch noch‘ beziehen könnte, da der Mensch von seinem Wesen her auf das Geheimnis Gottes verwiesen ist.“ (Rahner-Vorgrümler, Kleines Theologisches Wörterbuch, S. 14.)

Die Erkenntnisse moderner Naturwissenschaft lehren, daß die Welt und mit ihr der Mensch einen Beginn haben. Im 1. Kapitel der Genesis, dem ersten Buche des Alten Testaments, erfahren wir aus der Offenbarung Gottes die Erschaffung der Welt und dem Menschen durch Gott. „Und Gott sprach, lasset uns den Menschen machen, als unser Bild, nach unserem Gleichnis... Und Gott schuf den Menschen als sein Bild. Als Gottes Bild schuf er ihn. Er schuf sie als Mann und Weib. Und Gott segnete sie. Und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar! Mehret euch! Füllet die Erde! Mach sie euch untertan! Herrschet über des Meeres Fische, über des Himmels Vögel und über alle Lebewesen, die auf Erden wimmeln.“ (Gen. 1, 26a, 27, 28.) Mit diesen Menschen, seinen „Ebenbildern“ tritt Gott durch feierliche Bundesschlüsse mit Noe (Gen. 9, 8—17), Abraham (Gen. 15, 9—12) und mit dem ganzen Volke Israel am Berg Sinai (Ex. Kap. 20) in ein echtes Verhältnis der Partnerschaft. Im „Neuen Bunde“, geschlossen im Blute des Gottessohnes, das am Kreuz auf dem Kalvarienberg für uns vergossen wurde, erweitert Gott diese Partnerschaft zur Teilnahme an der göttlichen Natur, gegeben in der unsichtbaren Gnade im Diesseits als Angeld der ewigen Seligkeit im Jenseits.

Der Mensch, wenn er wahr sein will, kann nicht wählen zwischen „religiös“ oder „nicht religiös“. Er ist in seinem Wesen Geschöpf Gottes und als solches hingeordnet auf Gott, sein letztes Ziel. So wenig der Mensch aufhören kann, Kind seiner Eltern zu sein — mag er sich auch der Liebe, der Dankbarkeit und der schuldigen Ehrfurcht noch so sehr entziehen — so wenig kann der „Unreligiöse“ oder „Ungläubige“ seine Abhängigkeit von Gott und seine wesenhafte Hinordnung zu Gott zu nichte machen.

Aus dieser „Kreatürlichkeit“ heraus muß der Mensch sein Leben gestalten. Er ist nicht selbständig im Werden noch autonom in der Gestaltung seines Lebens. Er steht nicht für sich allein in der Welt, sondern entstammt der natürlichen Gemeinschaft der Familie und findet sein Heil in der übernatürlichen Gemeinschaft der Kirche. So drängen sich dem denkenden und nach Wahrheit strebenden Menschen eine Menge von Fragen auf, an denen er nicht achtlos vorbeigehen kann, betreffen sie doch ihn selbst, sein Innerstes, sein Wesen.

Diese Hochschülerzeitschrift handelt richtig, wenn sie die Behandlung „religiöser Fragen“ zu einem festen Bestandteil ihres Inhaltes macht. Sie erfüllt damit einen Auftrag und eine Sendung, die sie hat: Sie konfrontiert den Leser mit den Wahrheiten seines Glaubens und erweitert und vertieft dadurch sein religiöses Wissen. Ihren eigentlichen Sinn werden diese Beiträge aber erst dann haben, wenn sie durchdacht, durchdiskutiert und dann im eigenen Leben verwirklicht werden.

Titelbild: Pietà von Karl Plattner  
Klischees: Ernst Perli

Kaum ein Bereich ist so dem Kitsch ausgesetzt wie die Frömmigkeit. Zwar steht weder die Etymologie des Wortes fest, noch werden sich zwei in der Begriffsbestimmung ganz treffen, in der Vorstellung und Verurteilung aber kommt man unschwer überein. Gemeinsam dürfte dem Kitschigen sein, daß es unecht ist, Kraftvolles verniedlicht und Schlichtes protzenhaft gibt. In der Frömmigkeit ist die Gefahr um so größer. Ein Mißverhältnis zwischen gemeintem Sachverhalt und Ausdruck ist hier wegen der übernatürlichen, übersinnlichen Wirklichkeit unvermeidlich. Der Kitsch nimmt dies Unvermögen nicht als leidvolle Grenze hin, sondern er vertuscht es. Er täuscht dem Denkträger durch eine lügnische Nivellierung eine betäubende Nähe und Einfachheit vor: das Menschlich-Allzumenschliche wird konventionell „himmlisch“ frisiert, der „Himmel“ wird süßlich vermenschlicht.

Schon den christlichen Glauben vorwiegend als irdischen Trost zu nehmen, ist Kitsch. Man dient und ehrt damit nicht Gott, sondern Gott wird in den Dienst der eigenen kindischen Gelüste genommen. Die Bibel verfällt nie dem Kitsch, trotz aller Verwurzelung in die jeweilige Umwelt, weil sie ihrem „Gottesbild“, besser ihrem Gott, die Spannungen beläßt. Von Gott wird jeweils ein Tun ausgesagt, ohne Sorge um intellektuelle und sentimentale Harmonisierung mit anscheinend gegenteiligen Aussagen: Gott schafft und zerstört, belebt und tötet, macht reich und arm, erwählt und verwirft, ist liebenswürdig und furchtbar. Nach dem schlichten Zeugnis der Evangelien ist an der menschlichen Gestalt des „historischen“ Christus kein Schatten von der unmännlichen Weichheit und Schwäche, die ihn in leider allzu vielen frömmelnden Derivaten verunstaltet. Er spricht vom Himmelreich in Gleichnissen vom Dienst, von der Feld- und Hausarbeit, von Verwaltung, von klugen und törichten Jungfrauen, vom reichen Prasser, vom verlorenen Sohn. Brennendes Feuer, Schwert, Scheidung und Ent-

# Frommer Kitsch - kitschige

zweigung unter den eigenen Hausgenossen, ärgerniserregendes Übersehen eines religiös verbrämten, aber liebeleeren und selbstgerechten konventionellen „guten Tones“ sind die Kehrseite seiner Botschaft der alles verstehenden und verzeihenden, die ganze Welt erlösenden Liebe. Das Himmelreich, das er bringt, „leidet Gewalt, und nur die Gewalt gebrauchen, werden es an sich reißen“. Leeres Gefühl ist nicht zu finden. Überall sind klare Grenzen und Verhältnisse; Gefühle spielen als gesunde, starke menschliche Erlebnisse eine Rolle.

An der Grenze des Kitsches stehen so manche „Andachten“, wie sie sich vor allem im Mittelalter verselbständigten und leicht das Geheimnis selbst übersehen lassen. Vieles allerdings hat sich als wertvoll erwiesen und ist in den dauernden, wenn auch nicht wesentlichen Bestand besonders der Volksfrömmigkeit eingegangen.

Formen solcher Art begegnen kaum der Sympathie des religiös interessierten Gebildeten, weil er das Organische und die Ganzheit des Mysteriums sucht. Der Erlöser ist voller und echter Mensch mit allen Konsequenzen auch für das Sinnhafte. Es ist zwar verständlich, aber nicht gesund, wenn das Vor- und Darstellbare am Erlöser so einseitig die Durchschnittsform der Frömmigkeit beherrscht, daß z. B. die Ostergeheimnisse, Auferstehung, Himmelfahrt, Verklärung nur mehr als Anhängsel, als happy end erscheinen, im Volksbrauch noch dazu oft theatralisch entleert. Die Bestimmung des heutigen kirchlichen Gesetzbuches gegen Auswüchse der Formen privater Frömmigkeit malt nicht selbst den Kitsch an die Wand (Codex Juris Canonici, Can 1261 § 1).

Orgien feiert der Kitsch in der bildlichen Darstellung heiligster und heil-

iger Personen und Geheimnisse. Wie oft interessieren erstrangige Kunstwerke in uralten Kirchen nur noch das Denkmalmut und die Kunstverständigen des Auslandes; die ungünstige Aufstellung und die Staubschichten klagen die Verantwortlichen an. Daneben prangt in gröllster Fassung irgendein Serienstück allerbilligster Sorte: Blumen, Kerzen, Lampen, Kniebänke und... Fromme mit Überschuss an gutem Willen fehlen nie. Kitsch verunstaltet die Wände und Konsolen von Kirchen und Häusern. Mit furchtbarem Kitsch werden große und kleinste Flächen von Papier bedruckt. Geschlechtslose Schemen, gebrechliche Greise, blasse, ausgezehrtc junge Leute, Wachfiguren statt wachsender Menschen! Die dazugehörigen Reimereien und Gebete fallen nicht aus der Art. Kitsch verunstaltet zwar durchaus nicht nur die Frömmigkeit. Er scheint sich in allem täglichen geistigen Bedarf breit zu machen. In der Frömmigkeit ist er aber um so bedauerlicher, weil er das Heilige und Starke travestiert, verniedlicht um seine Kraft bringt. Wenn aus dem süßen Kitsch ein gewisser Nonkonformismus in den sauren Kitsch ausartet, bloß aus Gegensatz gegen alles Konventionelle, ohne wahren Gehalt zu bieten, so gerät man nur vom Regen unter die Traufe. Die falsche Salbung vieler „Kanzelredner“ ist widerlich; der Straßenjargon manch reißerischer Prediger nicht weniger unglücklich.

Der Kampf gegen den Kitsch ist wie der Kampf gegen die Sünde: man darf nie einverstanden sein, man wird ihn nie aus der Welt schaffen; man wird ihn stets überall auszurotten suchen, wird ihn aber nimmer wieder mit Befremden auch bei sich selbst zugeben müssen. Die Darstellung der Glaubenswirklichkeiten in Bild, Wort und Gebärde verlangt so viel kompromißlose Ehrlichkeit, so viel dauernde Anspannung,

Eine „interne Angelegenheit“. „Das geplante Oekumenische Konzil der römisch-katholischen Kirche ist die interne Angelegenheit dieser Kirche.“ Der orthodoxe Priester, der diese Feststellung an mich richtet, läßt im Ton seiner Stimme keine Spur des Zweifels mitschwingen. Die Aussage soll eine Absage sein. So hat es die Umgebung erwartet und die Zuhörer nicken beifällig. Aber im Auge des Priesters steht eine Frage: Wird das Konzil wirklich als eine „interne Angelegenheit“ zu Ende gehen? Die Frage springt auf mich über. Werden die Katholiken an den Grenzen von Jurisdiktionsnormen haltmachen? Werden sie vor der Wand des Schweigens der „anderen“ zurückschrecken? Werden sie imstande sein, den Abstand des Mißtrauens, den nicht nur die „anderen“, sondern auch sie selbst abgesteckt haben, auf die christliche Oekumene zu überwinden? Wird es bei der Courtoisie bleiben, mit der Kirchenfürsten die Kirchenfürsten anderer christlicher Konfessionen begrüßen? Bei den Gesprächen en petit comité?

Das Oekumenische Konzil wird zu beweisen haben, ob die Christen im Feuerofen des Ostens recht haben, wenn sie dem westlichen Christentum Klein-

Heinrich Deimmler

Das Konzil:

mut vorwerfen. Es ist eine verschiedene Art von Mut, der den Christen in Ost und West heute angefordert wird. Uns steht der Mut zu, mit allen Getauften in einer christlichen Nachbarschaft zu leben: nicht Vermischung und nicht Trennung. In den vergangenen tausend Jahren sind — bis in die jüngste Zeit — die trennenden Abstände immer wieder vergrößert worden: nicht zu allen Zeiten und nicht überall, aber im großen Ganzen. Das Oekumenische Konzil darf nicht zu Ende sein — das ist unser Gebet —, bevor ein entscheidender Schritt dazu getan ist, diese Abstände zu verringern. Wenn die Katholiken imstande sein werden, diese Wendung den „anderen“ überzeugend zu beweisen, dann wird das Oekumenische Konzil keine „interne Angelegenheit“ der römisch-katholischen Kirche gewesen sein.

Der Tag, an dem die päpstliche Bannbulle auf dem Altar der Hagia Sophia in Konstantinopel niedergelegt worden ist und der Tag von Wittenberg können niemals aus der Geschichte der

Christenheit gelöscht werden. 900 Jahre Schisma und viereinhalb Jahrhunderte Reformation können nicht in einer Generation zu Ende gehen. Zu Ende gehen kann die Jahrhunderte währende itio in partes. Das westeuropäische Christentum steht unter dem Gesetz einer sanktionierten Entzweigung von Konfession und Religion. Die Konfession ist eine politische Realität, unverklärt, aber mächtig; die Religion ist „Gegenstand abgestufter Weihegefühle, aber unverbindlich“. Die Ueberwindung dieser Entzweigung wird uns das bringen, wonach sich die auf die Zukunft Hoffenden sehnen: die Wiederkehr der Präsenz des Christlichen in unserer Zeit.

Brüder in Christus. Die parteioffizielle Verurteilung von Boris Pasternaks „Doktor Schiwago“ stützt sich vor allem auch auf eine Textstelle des Romans, in der der Dichter schildert, wie der Doktor bei zwei gefallenen Gegnern im Bürgerkrieg die gleichen Anhängsel findet: eine Kapsel mit Auszügen aus dem 91. Psalm. Unausstehlich ist für die Ideologen des Klassenkampfes die Vor-



# Frömmigkeit

Was bieten die Illustrierten ihren Lesern? Wer aber bestimmt den Inhalt?

daß der Mensch früher oder später erschläft und immer von neuem sich um Echtheit und Wahrheit mühen muß. Kampf gegen den Kitsch geht nicht nur gegen schlechten Geschmack, er gilt vorher der Geistes- und Denkrägheit.

Ernst Barlach meint zwar einmal nachsichtig: „Man soll niemand aus dem Häuschen seines Trostes scheuchen“ (Leben und Werk in seinen Briefen, München 1952, S. 176). Doch ist der Trost des Kitsches nicht mehr als der Schatten der Kürbislaube des Jonas. Die Frömmigkeit, die aus Gottes Kraft sich nähren sollte, wird fade. Kitsch gibt leeren Menschen eine Scheinbefriedigung, femininisiert alles Religiöse, vertreibt Dynamische und Suchende aus den Kirchen und der Kirche, entnervt andere. Kitsch ist für kollektiven Massenkonsum gedacht. Der christliche Glaube ist zwar für alle, aber nie Massenartikel. Personen werden durch das Evangelium zu persönlicher Entscheidung aufgerufen. Glaube und Seligkeit sind ganz persönliche, allem Egoismus, Individualismus und Kollektivismus gleich ferne Begognung mit Gott. Kitsch kann dem einen nicht nur die äußeren Formen religiöser Betätigung, sondern den Glauben selbst beinahe unbemerkt von innen aushöhlen, dem anderen alles, was damit etwas zu tun hat, verleiden. Pastor Schindler, ein dänischer Konvertit, nennt in einer bitteren Klage und Anklage die Scheuslichkeiten des Lourdes-Stiles „die Rache Satans gegen Mariens Wunder“ (Péter Schindler, Der Pflug Gottes, Regensburg 1958, S. 115).

Daß Kitsch meist doch nicht zur Häresie ausartet, liegt wohl darin, daß er nicht aus rationaler Überlegung und überlegtem Willen kommt, sondern eher aus dem Mangel daran, darum aus orientierungslosem Gefühl, nach dem Prinzip des geringeren Widerstandes. Er behindert oder verzerrt die Sicht auf

die großen Heilstatsachen, aber doch nicht so, daß an der Bibel, den trockenen dogmatischen Formulierungen nicht immer wieder ein Korrektiv zu finden ist.

Es ist schade: die „frohe Botschaft“ wird allzu oft als nichtssagend oder unfroh empfunden: „Du sollst!“ „Du darfst nicht!“ Es liegt wohl nicht so sehr an

den Forderungen als solchen als an einer mangelhaften Motivierung in der Verkündigung. Anders klingt die Botschaft, wenn sie gewissermaßen von innen geschon wird: „Sei, was du bist!“ Nicht nur aus dir, sondern durch Christi Erlösung. Wahrheit und Wahrhaftigkeit dulden keinen Kitsch.

Dr. Johann Gamberoni



Einseitigkeit

der christlichen Presse:

Verfehlt sie nicht ebenso ihre Bestimmung?

## Eine interne Angelegenheit?

stellung, daß sich über diese Barrikaden das Hohelied des Gottvertrauens erheben kann: „Du bist mein Schirm und mein Hort — mein Gott, auf den ich vertraue!“ Und wir? Mit Millionen Taufscheinchristen, die sich nicht einmal die lässige Reflexbewegung einer antireligiösen Haltung leisten, sondern einfach „Gott nicht mehr in Rechnung stellen“, mit diesen Millionen teilen wir das ius sacrum unter der gemeinsamen Jurisdiktionsgewalt der einen Kirche. Wir heiraten untereinander, stellen uns gegenseitig als Tauf- und Firmpaten, sind einer politischen Meinung, unterhalten den intensivsten gesellschaftlichen Verkehr, handeln und wandeln mehr oder minder einträchtig. Es gibt da keinen religiösen Zank und Hader und keinen „Kulturkampf“ — denn der Glaube ist als Kriterium aller dieser Beziehungen außer Kurs gesetzt.

Anders im Verkehr mit den „anderen Christen“, mit den A-Katholiken, wie man in Oesterreich bis unlängst sagte. Vor allem dann, wenn sie gläubig sind; wenn sich die verschiedene Konfessio-

nalität bei den verschiedenen — oben geschilderten — Formen des täglichen Verkehrs nicht wegtäuschen läßt; wenn es sich um Menschen handelt, denen bei gegebenem Anlaß das „kleine Opfer des Glaubenswechsels“ nicht zugemutet werden kann. Im Verkehr mit diesen Menschen stehen uns in den wichtigsten Dingen nur die schmalen und ungern geöffneten Brücken der Dispense, Indulte usw. offen.

Es ist die Tragödie des Christentums in unserer Zeit, daß der Streit um den wahren Glauben an Gott die Menschen trennt, die Ausklammerung des Glaubens die Ausübung des ius commercii und ius connubii zugleich so angenehm erleichtert. Millionen Christen sind Reisläufer in den Heeren fremder Ideologien, lassen sich auf fernabliegende Schlachtfelder führen. „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschheitsgeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind... der Konflikt des Glaubens mit dem Unglauben“ war einem Goethe noch klar erkennbar; wir haben dafür Ersatzmarkierun-

gen, die den eigentlichen Konflikt in der Tiefe mehr verdecken als offenbar werden lassen. Ein Oekumenisches Konzil unserer Tage dürfte nicht zu Ende gehen, bevor das „eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschheitsgeschichte“ uns allen so offenbar geworden ist, daß die Erkenntnis fortan die unzerreißbare Nahtstelle der christlichen Nachbarschaft in der Zukunft ist.

HEINRICH DRIMMEL, geb. 1912 in Wien, von Jugend an in katholischen Verbänden tätig, ÖCV, Jurastudium und Doktorat, seit 1933 im Unterrichtsministerium mit Fragen des Hochschulwesens befaßt, 1954 als Beamter in die Regierung Raab als Bundesminister für Unterricht berufen, leitet seither das Ministerium.

Diesen Beitrag entnahmen wir der Monatszeitschrift für Religion und Kultur: WORT UND WAHRHEIT, XVI. Jahrgang, Oktober 1961, Heft 10. Dieses Sonderheft diente der Rundfrage: WAS ERWARTEN SIE VOM KONZIL? Freundlicherweise erlaubte uns der Verlag den Abdruck der Stellungnahme des Oesterreichischen Unterrichtsministers Dr. Heinrich Drimmel, wofür wir an dieser Stelle danken möchten.

Es wäre von sehr großer Bedeutung, sich einmal das Verhältnis von Wissenschaft und Glauben, von Wissen überhaupt und Glauben in etwa klarzumachen. Dies soll hier nicht geschehen.

In diesem kurzen Artikel meint Wissenschaft die positive Wissenschaft, die sich mit der meßbaren, erforschbaren Welt befaßt; das also, was der Alltagsmensch meint, wenn er von Wissenschaft spricht.

Warum nun Wissenschaftsgläubigkeit? Wissenschaft als solche sieht ja vom Glauben ab. Sie stützt sich auf mit ihren positiven Methoden einwandfrei erobertes Wissen und baut darauf auf. Daraus ergibt sich schon, daß hier Glaube nicht zur Wissenschaft als solcher gehört, sondern zum Menschen, der Wissenschaft betreibt. Es ist die Gläubigkeit des Menschen, der Wissenschaft betreibt, oder im weiteren Sinn, des Menschen, der sich von dieser Wissenschaft her bestimmen läßt, seine Hoffnungen und Lebensinhalte von ihr her aufbaut.

Die letzten Jahrhunderte haben uns gezeigt, wie die Verwerfung des Gottglaubens im Namen der Wissenschaft zu einer Verdrehung dieser selbst geführt hat. Wenn man meinte, in der christlichen Religion einen Mythos vor

die von oben gesteuert werden; die Geschichte wird mit der je eigenen Brille gesehen und ausgelegt...

Wer hat von dieser Entwicklung, die der Mensch so selbstbewußt und entschieden selber zu gestalten unternahm, den Vorteil? Wohl doch der Mensch. Aber ist er nicht immer mehr das Opfer seiner selbst?

Er begann, das Experiment, das im Zentrum der Wissenschaft steht, immer mehr auszuweiten. Hatte er damit begonnen, mit den verschiedenen genialen Arbeitshypothesen die Wirklichkeit zu befragen und zu stellen, um sich immer mehr ihre Gesetze verfügbar zu machen, sich selbst in ihre Abläufe einzuschalten, ihre herausgelösten Momente zu steuern und neu zu kombinieren, dann ging er auch mit dem gleichen Optimismus des Demütigen an den Menschen heran, um auch hier eine neue Schöpfung zu vollbringen. Doch der Mensch läßt sich anscheinend nicht so einfach zerlegen in Einzelmomente, die dann wieder neu verbunden werden könnten.

Wer das versucht, zerstört den Menschen. Ihm liegt ja auch nichts am Menschen selber, sondern nur an einzelnen Aspekten des Menschen, die verfügbar, lenkbar, meßbar sind: am Men-

skodex. Das wahre Verhalten zeigt sich an den vordergründigen Folgen, Erfolgen. Herausholen, was herauszuholen geht: aus dem Staat, der Umgebung, still genießend. Die Schuld, Verantwortung am Unheil haben die anderen. Was die Technik zur Verfügung stellt, das ist oft ein liebliches Spielzeug, zufriedenstellend, Sorgen vertreibend, beruhigend. Es kann ja nicht schief gehen. Die Menschheit schreitet voran. Für die seelischen Defekte, die sich einstellen können, gibt es vielleicht immer bessere Pillen. Die Aerzte lernen auch immer besser, die Komplikationen im Seelenleben zu entwirren. Dafür gibt es ja eigene Seelenärzte. Vor der Ehe kann man experimentieren, um sicher zu gehen, daß die beiden Hälften gut passen. Wenn es nicht funktioniert, kann man ja auseinandergehen. Vom Tod redet man nicht. Das gehört sich nicht. Überall begegnet der Mensch immer mehr ausschließlich seinem eigenen Werk. Er erlebt sich selber von diesem Werk her: als Arbeiter, als Staatsbürger, als vielfaches Mitglied, als... als... immer andere Seiten seines Wesen, werden beansprucht. Aber er selbst, als Mensch? Er hängt in der Leere. Zwischen Maschinen, zwischen namenlosen Menschen, zwischen Flimmerscheiben... Er liegt oder hängt irgendwo zwischen drin. Unterwegs. Er kommt überall an und muß wieder fort. Er selbst, als Mensch, ganz persönlich, un-auswechselbar er selbst: er hat keine bleibende Stätte. Das macht ihn krank. Er weiß so viel. Aber über allem bleibt, dieses störende Gespür, nicht alles zu wissen, nicht alles wissen zu können. Er bleibt selbst im Geheimnis.

## Wissenschaftsgläubigkeit

sich zu haben, den es zu verwerfen galt im Namen des aufgeklärten Menschen, der vernünftig, wissenschaftlich exakt sein Leben gestalten will, dann stieg dafür ein anderer unheimlicher Gast beim Hintertürchen herein: die Wissenschaft selbst wurde zum Mythos. Sie fiel aus der Ordnung heraus, in die sie eingebettet war. Sie war nicht mehr ein organischer Bestandteil im geistigen Gefüge des einzelnen und der Gesellschaft. Der Mensch in seiner absoluten Autonomie hatte die Bindungen an das ihn umgebende Geheimnis durchschnitten. Deshalb konnte auch die Wissenschaft in seiner neuen Weltansicht ein krebstartiges, wucherndes Eigenleben führen, das seine Hoffnungen und Pläne in sich einsog und vorantrieb.

Der rettende Gott, der das Begrenzte, in seiner Unvollkommenheit und Verfangenheit Verlorene erlösend mit seiner Fülle beschenkt, verschwand aus dem Weltverständnis immer mehr. Ein manichäistischer Dualismus trat an seine Stelle. Nicht mehr Erlösung, sondern Kampf, Rivalität.

In der Geschichte sieht man ein starres Gesetz, das es zu erfassen gilt. Wer den „Geist“ der Geschichte durchschaut, ist im Recht gegen alle anderen: sei es eine Klasse, eine Rasse oder die Elite als das notwendige Ferment in der Masse der Berufenen.

Diese Stellung in der geschichtlichen Entwicklung bedeutet eine neue Quelle des Rechtes, das von der Führung einzig kompetent und der Wirklichkeit entsprechend ausgelegt wird.

Diese Mächte erfassen die Wissenschaft in ihren verschiedenen Richtungen und machen sich ihre Erfolge zunutze. Das Buch vermittelt immer mehr nur ihre Doktrin; die Medizin wird zur Waffe, zum „wissenschaftlichen“ Weg, Menschen bis ins Kleinste zu erforschen, um sie umbauen zu können; die Sprache nimmt neue Sinngehalte an,

schen der funktionsfähig geworden ist für die verschiedenen Zwecke, die dem Menschen übergeordnet sind.

Es braucht ja Menschen, die die und die Arbeit machen, die nicht reaktionär sind, sondern im Dienste der Entwicklung stehen. Dafür muß er von allen hemmenden Einstellungen, Bedenken gereinigt werden, von allem Ueberflüssigen entleert. Deshalb Erziehungsmonopole, einbahnende, auf konkrete Ziele ausgerichtete Erziehung, ohne weltferne Phantome, ohne „individualistische“ Religiosität, die nur Außenseiter, Reaktionäre, Nonkonformisten schaffen kann, die keinen Sinn haben in der gelenkten Entwicklung, in der die größte Verfügbarkeit die einzig richtige Haltung ist.

Die Wissenschaft wird zum Mythos, auf sie werden alle Zukunftsaussichten, die Heilserwartungen projiziert. Und doch geschieht das nicht ohne eine geheime Angst. Doch ist dieser neue Glaube stark, er sucht noch viel weniger als der christliche Glaube nach rationalen Sicherungen und Sicherheiten. Er ist vielfach blinder Glaube. Nicht Glaube an eine unendliche Person, sondern an einen Prozeß, der von unbestimmten Mächten vorangetrieben wird, die sich des Menschen als ihres Lenkers bedienen. Der Mensch bleibt dann aber auch tatsächlich Diener, Funktion, Rädchen im Getriebe, das sich verbraucht, über den die Entwicklung wegflutet: er bleibt auf der Strecke.

Nicht nur wo diese Entwicklung mit Zwang und Berechnung von oben den Menschen aufgezwängt wird, ist dies festzustellen, sondern in anderer Form auch in den freien Ländern. Die Grundtendenzen sind die gleichen. Der kleine Mann vertraut unverdrossen auf den alles besorgenden Staat, wenn er nur seine kleinen, bescheidenen Alltags-erwartungen nicht enttäuscht. Die Konvention wird der entscheidende Sitten-

Wer bist du Mensch? Du selbst?! Bist du wirklich jenes begrenzte, bestimmbare, endliche, auseinander- und zusammenlegbare Wesen, als das du dich nimmst und als das dich die anderen nehmen? Diese Frage erhebt sich notwendig. Immer neu. Der Mensch kann nicht ohne das Absolute leben. Wenn er das Absolute leugnet, dann wird er etwas an sich Relatives absolut setzen. Das absolute, das ihn tragende, umfangende, zutiefst durchdringende Sein, das ihn ruft, in die Entscheidung stellt, dieses kann der Mensch nicht ignorieren. Es sei denn, der Mensch würde sich selbst zerbrechen. Ist er doch selbst seiner inneren Wesenstruktur nach ganz und gar Offenheit für dieses Absolute, leere Unendlichkeit, die nach Erfüllung ausschaut in jedem Akt der Erkenntnis und des Strebens, eine Frage, die nur eine unendliche Antwort haben kann. In seinem Erkennen und in seinem Wollen ist er auf einen unendlichen Horizont hin offen, den er nicht gegenständlich, verfügbar in den Griff oder Begriff bekommt, der aber seine Geistigkeit und seine geistige Freiheit ausmacht und von nichts Begrenztem voll eingenommen werden kann.

Der Mensch kann nicht sich selbst finden, solange er mit seiner Zange an die Wirklichkeit herangeht, um zu besitzen, zu nehmen, zu beherrschen, zu bezwingen, sei es die Zange seiner Instrumente, sei es die Zange seiner Begriffe. Er findet sich erst selbst, wenn er sich dem Geheimnis, das ihn umgibt, stellt, das wir Gott nennen. Wenn er über sich selbst verfügen läßt. Wenn er sich gnadenhaft zu sich selbst befreien läßt in der liebenden Hingabe, die Gott in ihm wirkt, der ja seinem Wesen nach nicht Bezwiner, sondern Hingabe ist.

Alois Ties (Rom)

„Das Land ist voll der Erkenntnis Jahwes, wie die Wasser das Meer bedecken“ (Ls 11, 9). So sieht Isaias im achten vorchristlichen Jahrhundert „jenen Tag“, der den endgültigen Umschwung bringt, da Gott seine immer schon bestehende Herrschaft über alles Geschaffene vollenden wird. Für den Propheten war zu seiner eigenen Zeit das religiöse Ideal des Jahwismus nicht verwirklicht, trotz des theokratischen Königtums, trotz der Identifizierung des Zivilen mit dem Religiösen, trotz des glänzenden Opferkultes am herrlichen Staatsheligtum Jahwes in Jerusalem. Die „Erkenntnis Jahwes“, den Triumph der „wahren Religion“, sollte Gott selber herbeiführen in einer kalendermäßig nicht bestimmbar Zukunft. Auch die „neutestamentliche „Fülle“ wächst geschichtlich der Endzeit entgegen, da „Gott alles in allem“ sein wird (1 Kor. 15, 28). Die Geheime Offenbarung des Johannes beschäftigt sich in apokalyptischen Wendungen und Symbolen mit derselben Enderwartung: Gottes gütige Herrschaft wird erst in dem vom Himmel herabsteigenden „neuen Jerusalem“ vollendet sein.

So ist die Kirche seit dem ersten Pfingsten immer gegenwärtig; doch liegt ihr Ziel außerhalb der Geschichte, im „Ende“, „oben“. Die Spannung zwischen ihrer je gegenwärtigen empirischen Wirklichkeit und ihrem transzendierenden Sinn ist innerweltlich nicht zu lösen. Aus Ermüdung wird sie übersehen oder geleugnet. Die Hütten auf Tabor sind allzu menschliche Versuchung. Zeitbedingte äußere Sicherungen täuschen leicht ein „Wohlsein“ vor und gefährden in einzelnen oder vielen Zeugen die Dynamik des Evangeliums.

Es liegt an der Vergangenheit der Kirche in unseren Ländern, daß doch wohl ein Bild dominiert, das man als die „Kirche der Macht“ bezeichnen möchte. Der Ausdruck will nicht gleich als Werturteil mißverstanden werden, sondern nur kurz einen sozusagen geschichtlichen Phänotyp kennzeichnen, an dem man sich positiv wie negativ, gläubig wie ablehnend orientiert. — Die gemeinte Sache hat zumindest eine doppelte Dimension: eine nach außen und eine nach innen. Macht nach außen: geistliche und weltliche Gewalt können nicht beziehungslos nebeneinander stehen. Seit Konstantin ist die Geschichte nicht zuletzt ein für beide Teile leidvoller und verlustreicher Kampf um die Eigenständigkeit. Ob und wie lange ein ideales Verhältnis bestanden hat, sei mit den entsprechenden schwierigen theoretischen Erörterungen dahingestellt. Tatsächlich hat die Kirche mancherorts eine mehr oder weniger geschichtlich-zufällige Vormachtstellung ererbt, zu der die fortschreitende Entfremdung der Massen in einem besorgniserregenden Mißverhältnis steht. Bildung, Kunst, Wissenschaft, Forschung sind emanzipiert, vielfach im Gegensatz zu ihren früheren Mäzen. Ein Mensch von Welt, ein gläubiger Gebildeter ist heute weniger denn je eine Selbstverständlichkeit. Nur unbestechliche Grundsatztreue und rastlose Fragen nach der einen vollen Wahrheit wird die Inhalte und Tatsachen der Offenbarung und die der weltlich gewordenen Bildung in der einen vollen humanitas umgreifen, ohne daß das eine

oder andere verfälscht und beschnitten wird, oder der Geist in einem unmenschlichen Dualismus erschläft.

Die andere Dimension der Macht ist innerkirchlich. Sie ist wegen der von Christus begründeten „Verfassung“ unaufgebar: die Kirche ist sichtbar und hierarchisch gegliedert, mit ihrer Jurisdiktionsgewalt. Ist aber Kirche in den praktischen Alltagsvorstellungen nicht fast ausschließlich die Hierarchie der verschiedenen Grade? Die Behörde für oft unverständene formaljuristische Angelegenheiten der Seele oder des Heiles? Beinahe ein Priesterstaat? Wird Gehorsam dem Laien nicht fast als einzige Tugend empfohlen? Mißtrauen und Schwierigkeiten, die von der Hierarchie in den letzten Jahrzehnten so nachdrücklich geforderten und geförderten „Laienbewegungen“ hemmen, sind symptomatisch. Die befreiende Lösung einseitiger gegenreformatorischer und späterer Anti-Haltungen ist wohl von einer neuen theologischen Besinnung auf das Wesen der Kirche zu erwarten. In Einzelexperimenten und noch als avantgardistisch empfundenen Initiativen keimen gute Ansätze. Bei allem Schwinden legaler Kirchlichkeit und religiöser Praxis regt sich ein noch dunkles, aber ehrliches Bedürfnis nach religiöser Klarheit. Richten sich die Blicke auch nicht ohne weiteres vertrauensvoll auf eine richtiger zu verstehende Kirche, so wachsen Voraussetzungen, die einer echten, auch echt-menschlichen Kirchlichkeit zuträglich sind. Wo äußere Stützen fallen, erstarken die Wurzeln in der Tiefe.

Nicht so sehr der „historische Christus“ oder seine „Lehre“ an sich sind das Zeichen des Widerspruches (Lk. 2, 34), sondern die historisch havarierte und privilegierte Kirche. Man ruft nach der Kirche der Herzen. Aus der religio cordis, auf freier Gefolgschaft müsse die Kirche wachsen, nicht aus Befehlsstellen und Organisationskunst. Die Kirche ist wesentlich auch sichtbar und hierarchisch, nicht die nachträgliche, von Christus nicht beabsichtigte freie Vereinigung solcher, die an ihn glauben. Dies festgehalten, ist die Kirche in den Herzen und aus den Herzen wie das unentbehrliche Hormon, das den Kreislauf der Liebe anregt und steuert. Denn ebenso wesentlich wie die rechtlichen Strukturen sind der Kirche die freien Charismen. Frei heißen sie, weil sie, wenn auch der ordnenden Hierarchie nicht ganz entzogen, so doch nicht an die hierarchische Stellung des Trägers gebunden sind, sondern von Gott frei vergeben worden und sich nicht einfach hin verwalten lassen. Schon der Apostel warnt vor einem allzu großen Vertrauen auf menschliche Regelung: „Spiritus nolite extinguere“ (Thess. 5, 19). Verlangen, es sollen zugunsten der Charismen, die überkommenen, mehr oder weniger zufälligen „Machtpositionen“ aufgegeben werden, wäre geschichtswidrig und hieße ein verhängnisvolles Vakuum schaffen. Aber die ständige Sorge der Herzen muß es bleiben, daß die ins Vongelände hineinreichenden Antennen Liebe und Verständnis für alle und alles ausstrahlen.

Die „Kirche der Macht“, der Macht nach außen, scheint an einem gewissen geschichtlichen Ende oder in einem

Umguß zu stehen; die „Kirche der Herzen“ ist notwendige, aber unsichtbare Dimension. Ein dritter Bereich ist der Kirche lebensnotwendig, obwohl sich die Geister an ihm in unerleuchteter Ueberschätzung und spiritualisierender Ablehnung scheiden: der Kult. Seine sichtbaren Formen sind beharrlich, geradezu zäh. Wir sind Zeugen, wie manches Barocke — infolge der veränderten geistigen Situation seines Sinnes entleert und unverstündlich geworden — einer folgerichtigen, gesunden Erneuerung im Wege steht. Unsere leider fast nur statische Auffassung der Kirche muß durch einen nicht minder wichtigen dynamischen Aspekt berichtigt werden. Kirche ist auch ein Geschehen. Sie ist zwar immer, wird aber in der communio des Opfers, der Sakramente, der Verkündigung an bestimmten Raum-Zeit-Punkten aktuell, wie der Strahl erhellt und wärmt, wenn er irgendwo auftritt. Kern des katholischen Kultes ist das Opfer. Opfer gibt es nur im Leben. Doch nicht im bloß materiellen äußeren Vollzug liegt es. Kult gibt nicht Lebenskraft durch einen Wirkmechanismus nach Art einer Droge. Er kann folkloristische Attraktion, esoterischer, lebensfremder Konventikel, Aesthetizismus bleiben. Die gebotenen tiefen, wahrhaft göttlichen Möglichkeiten müssen in persönlichem, gläubigem Einsatz der Liebe erschlossen werden. Die intellektuelle Beschäftigung mit der Wirklichkeit des Mysteriums und die meditative Versenkung sprengen den Bannkreis von Zahlen und Formeln und bloß diesseitiger Horizonte. Christlicher Kult ist nicht wünschenswerte, aber entbehrliche Feierlichkeit, sondern perennierende Lebensquelle. Sie ist gespeist aus dem Opfer und der Auferstehung Christi und erhält die Kirche in den Herzen und in der äußeren geschichtlichen Realität am Leben.

Die Geschicke der Kirche schweben nicht im leeren Raum, sondern sie sind Geschichte. Jede heraufkommende „neue Zeit“ versteht sich revolutionär gegen das, was eben vorausgegangen ist. Sie wird auch der Kirche das Ultimatum stellen: entweder mit dem Neuen mitmachen oder mit dem Alten untergehen. Diese wird es in ihrem Sinn beantworten unter Wahrung der eigenen Identität wird sie im alten Evangelium der neuen Zeit gerecht zu werden suchen. Die Botschaft bleibt dieselbe. Sprache und Methoden passen sich an, aber nicht an Träume einer innerweltlichen schöneren Zukunft. Sie werden mehr oder weniger enttäuschen; Vorwürfe und Klagen werden immer Nahrung finden. Die Kirche ist zu vielschichtig, als daß ein begründetes Gesamturteil über einen geschichtlichen Moment, besonders über die Gegenwart, möglich wäre. Es kommt über sichtbare Bereiche nicht hinaus. Hier allerdings bedingen wegen der menschlichen Beschränktheit Aufbruch und Niedergang einander fast wie Wellenberg und Wellental. Die vertikalen Dimensionen sind nicht ohne Beziehung dazu. Doch können wir die Entsprechungen im einzelnen nicht erfassen.

Kirche ist Reich Gottes auf Erden, aber noch im Kommen. Erst am Ende dieser Geschichte stehen „der neuen Himmel und die neue Erde“ (Apok. 21).

Geboren ist er im katholischen Salzburg von protestantischen Eltern. Kindheit und Jugend verlebt er hier, hier besucht er das Gymnasium, in der 6. Klasse fällt er durch. Nun bestimmt ihn der Vater zum Apotheker. Nach drei Jahren Praxis studiert er Pharmazie, in Wien wird er Magister, in Innsbruck läßt er sich in den Militär-apothekendienst einordnen.

Tirol wird ihm zur Heimat: vom Mai 1912 bis August 1914 lebt er zumeist in Innsbruck; am Garnisonsspital arbeitet er schlecht und recht; er trinkt, raucht, nimmt Drogen. Und immer wieder Gesichte: Untergang, der Geist des Bösen, Schuld und tiefe Erkenntnis seiner Schuld. Wirklichkeit und Rausch verschwimmt. Dreimal entflieht er nach Wien, dreimal kehrt er enttäuscht wieder. Bei dem heute noch lebenden Ludwig v. Ficker in Mühlau findet er Schutz vor äußerer Sorge; hier kann er über seine Welt reden. Fast alle Gedichte sind in Fickers Zeitschrift „Der Brenner“ erschienen. Freunden verdankt er kurze Reisen nach Venedig, Berlin und an den Gardasee. Im August 1914 geht es nach Galizien in den Krieg. Nach der Schlacht bei Grodek will er sich erschießen: 90 Verwundete in einer Scheune und er kann nicht helfen. Kameraden entreißen ihm die Waffe. In Krakau findet er

# Georg Trakl

sich bestürzt als Patient, dessen Gesundheitszustand zu beobachten ist. In der Nacht vom 3. auf den 4. November 1914 stirbt er an einer zu starken Dosis Gift; ob es Absicht war oder Versehen, wir wissen es nicht.

Alles in allem: 27 Jahre.

Neben Rilke und Hofmannsthal ist er der große Lyriker, der die Zeit überdauert. Was er geschrieben hat, ist schmerzlichstes Erlebnis. Nicht weil er's konnte, sondern weil er mußte, schrieb er.

Seine Welt ist Untergang. Die Sünde dessen Ursache. Erst die Sünde zeugt Geburt und Tod. Der Reine ist der Ungeborene, die Schrecken des Todes sind ihm ein Nichts. Aber wer ist rein!

Trakl ist religiös schlechthin. Das Übernatürliche erlebt er in der Erniedrigung seiner Schuld. Christlich ist sein Denken. Wollte man ihn einer Konfession zuordnen, so fände man wohl im gebürtigen Protestanten manchen katholischen Zug.

Aus seinem Schaffen wählte ich zwei Gedichte: eines aus dem mittleren Kreis der „Elegien“, das zweite aus den lyrisch-dramatischen Kurzhymnen der späten Zeit. Erklärungen mögen in die eigenartige Welt einführen.

„Tief im Schlummer aufseufzt die bange Seele“, heißt es im vorhergehenden Gedicht in der Ausgabe (Georg Trakl, Die Dichtungen, Otto Müller Verlag in Salzburg). Hier ist sanfte Trauer über das Vergangene gebreitet. Die Zeit durchläuft den Tag von der Frühe bis zum Abend. Die Jahreszeit: der Frühling! von Trakl so selten besungen. Die schweren Farben blau und schwarz weichen den leichten silbern und rosig. Dazwischen dreimal das neutrale Grün. Die Schwere und Angst der Nacht versinkt im Aufschrei. Aus dem Morgengrauen tauchen die Dinge auf. Kahnfahrt der Erinnerung in die Kindheit: ursprünglich sind noch Tier und Baum. Die Zeit der Reinheit, einem Abgrund strahlender Sonne gleich!

Mit dem Mittag beginnt die Zeit der Reife, das Kreatürliche zieht sich zurück. An der Schwester entzündet sich immer wieder das Schuldbewußtsein des Dichters, sie selbst, die Weiße, wird oder ist passiv schuldig. Daneben blüht versuchend die Pflanze des Unfruchtbaren, der Sünde, Zeichen aber auch des Schmerzes: der Dorn.

## Frühling der Seele

*Aufschrei im Schlaf; durch schwarze Gassen stürzt der Wind,  
Das Blau des Frühlings winkt durch brechendes Geäst,  
Purpurner Nachttau und es erlöschten rings die Sterne.  
Grünlich dämmert der Fluß, silbern die alten Alleen  
Und die Türme der Stadt. O sanfte Trunkenheit  
Im gleitenden Kahn und die dunklen Rufe der Amsel  
In kindlichen Gärten. Schon leuchtet sich der rosige Flor.*

*Feierlich rauschen die Wasser. O die feuchten Schatten der Au,  
Das schreitende Tier; Grünendes, Blütengezweig  
Rührt die kristallene Stirne; Schimmernder Schaukelkahn.  
Leise tönt die Sonne im Rosengewölk am Hügel.  
Groß ist die Stille des Tannenwalds, die ersten Schatten am  
Fluß,*

*Reinheit! Reinheit! Wo sind die furchtbaren Pfade des Todes,  
Des grauen steinernen Schweigens, die Felsen der Nacht  
Und die friedlosen Schatten? Strahlender Sonnenabgrund.*

*Schwester, da ich dich fand an einsamer Lichtung  
Des Waldes und Mittag war und groß das Schweigen des Tiers;  
Weiße unter wilder Eiche, und es blühte silbern der Dorn.  
Gewaltiges Sterben und die singende Flamme im Herzen.*

*Dunkler umfließen die Wasser die schönen Spiele der Fische.  
Stunde der Trauer, schweigender Anblick der Sonne;  
Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden. Geistlich dämmert  
Bläue über dem verhaunenen Wald und es läutet  
Lange eine dunkle Glocke im Dorf; friedlich Geleit.  
Stille blüht die Myrthe über den weißen Lidern des Toten.*

*Leise tönen die Wasser im sinkenden Nachmittag  
Und es grünet dunkler die Wildnis am Ufer, Freude im  
rosigen Wind;  
Der sanfte Gesang des Bruders am Abendhügel.*

## Klage

Das Gedicht ist mit „Grodek“ in Krakau in den letzten Tagen des Dichters entstanden.

Wie oft ist der Schlaf dem Tode verglichen worden! Für Trakl wurde er zum Schicksal. Und dann die alte Frage nach dem Wohin! des Menschen. Sicher ist allein der Untergang des herrlichen Leibes: blutend zerschellt er. Über dem Meer klagt die dunkle Stimme, der Begriff für

*Schlaf und Tod, die düstern Adler  
Umräuschen nachtlang dieses Haupt:  
Des Menschen goldnes Bildnis  
Verschlänge die eisige Woge  
Der Ewigkeit. An schaurigen Riffen  
Zerschellt der purpurne Leib.  
Und es klagt die dunkle Stimme  
Über dem Meer.  
Schwester stürmischer Schwermut  
Sieh ein ängstlicher Kahn versinkt  
Unter Sternen,  
Dem schweigenden Antlitz der Nacht.*

den eben Verstorbenen.

In dieser höchsten Geistesnot ersehnt der Dichter die Schwester herbei, ein Wesen voll männlicher Schwermut, tatvoller als der Dichter. Nicht daß er von ihr erhoffte, sie könnte wesentlich an den Tatsachen etwas ändern. Aber vielleicht kann sie ihn trösten, wenn der Kahn versinkt und niemand da ist, der sagte, wohin.



Was habe ich nicht schon alles durch meinen Geist ziehen lassen, gedacht und gelernt, mein Gott! Nicht, als ob ich nun wüßte, was ich gelernt habe. Ich habe vieles gelernt, weil ich mußte oder weil ich selber es wollte. Aber das Endergebnis ist beidemale dasselbe: ich habe es wieder vergessen. Vergessen, weil der arme, enge Geist das eine nicht aufnehmen und behalten kann, wenn er das andere nicht wieder versinken läßt, vergessen, weil vielleicht auch schon beim Lernen eine geheime Gleichgültigkeit mich daran hinderte, daß ein neues Wissen mehr werde als ein neuer Gegenstand der Langweile und des Vergessens. Jedenfalls habe ich das meiste gelernt, um es wieder zu vergessen und um die Erfahrung meiner Armut, Enge und Beschränktheit auch im Wissen zu machen. Ja, dieses „um zu“ ist kein Sprachfehler, den die Grammatiker oder Logiker rot anstreichen dürften. Denn siehe, Herr: Wenn das Vergessen und Versinken nur ein trauriges Mißgeschick, nicht aber das rechte Ende alles meines Wissens und all meiner Wissenschaft wäre, dann müßte ich ja wünschen, noch alles zu wissen, was ich einmal gelernt habe. Aber nein, mir graut vor diesem Gedanken: ich wüßte noch alles, was ich in den vielen Fächern der Schule und der Universität gehört und mir eingelehrt habe, ich wüßte noch, was ich in müßigen Gesprächen vernommen, in fremden Ländern gesehen und in Museen schon betrachtet habe. Was hätte ich von all dem, wenn ich es wüßte? Wäre ich reicher, erfüllter? Wie sollte ich überhaupt das alles noch besitzen? Sollte ich es im Gedächtnis gleichsam eingelagert zur Verfügung haben, um es einzeln bei Bedarf hervorzuholen? Aber wozu sollte ich so all dessen noch bedürfen? Ich müßte ja dann mein Leben noch einmal von vorne leben. Oder sollten — im Idealfall — all diese Erkenntnisse auf einmal gewußt vor meinem Geiste stehen? Aber was sollte dieser wirre unübersehbare Schwarm von gewußten Dingen und einmal erworbenen Kenntnissen in meinem Bewußtsein mir helfen können? Mein Gott, es ist gut, zu vergessen, und an den meisten Dingen, die ich einmal wußte, ist die beste Seite, daß man sie wider versinken lassen kann, daß man sie und ihr Wissen von ihnen durchschaut in ihrer Aermlichkeit.

Mein Gott, man sagt — und darf ich es bestreiten? —, daß das Erkennen zum Höchsten im Menschen gehöre und zu den eigentlichsten Taten seines Lebens. Und du selbst wirst genannt: Deus scientiarum Dominus: Herr Gott alles Wissens. Was soll ich dazu sagen? Ist dem denn nicht entgegen die Erfahrung deines alten Weisen: Ich richtete mein Herz darauf, Klugheit und Lehre, Irrtum und Torheit zu erforschen, und ich ward inne, daß auch darin Mühe und Geistesplage ist. Denn bei vielem Wissen ist viel Mißmut, und wer die Kenntnisse mehrt, mehrt auch das Leid (EccI. 1, 17 f.)? Man sagt, daß Erkennen die innerlichste Weisheit sei, etwas zu besitzen und zu umfassen, und mir will scheinen, daß Erkennen nur die Oberfläche der Dinge eben anrührt, daß sie nicht eindringt in mein Herz, in jene

Tiefen meines Wesens, in denen ich wirklich ich bin, sondern nur eine immer neue Betäubung der Langweile und der Öde meines Herzens ist, das nach wahren Leben und wahren Besitz der Dinge hungert, nach dem Leben, in dem alle Wirklichkeit, nicht bloß ihre Begriffe und Worte, selbst wie in einer rauschenden Melodie in mein Herz strömt.

Wahrhaftig, mein Gott, bloßes Wissen ist nichts, es wirkt nichts als das Leid der Erfahrung, daß man so die Wirklichkeit nie zum eigenen Leben machen kann. Nur die Erfahrung wissender Liebe läßt mein Herz an das Herz der Dinge rühren. Nur die Erfahrung wandelt mich selber um. Nur wenn ich selber ganz dabei bin — und nur in wissender Liebe, nicht im bloßen Erkennen bin ich ganz dabei — wandelt die Begegnung mit der Wirklichkeit mich selbst ganz, und nur dann habe ich ein „Wissen“, das ich selber bin, das nicht bloß wie ein flüchtiger Schatten über die Bühne meines Bewußtseins zieht, sondern bleibt, weil und wie ich selber bleibe. Nur ein Erfahrenes, ein Erlebtes und Erlittenes ist ein Wissen, das sich nicht am Ende enttäuscht in Langweile und Vergessen, sondern das Herz erfüllt mit der wissenden Weisheit erfahrener Liebe.

Dank deiner Barmherzigkeit, du unendlich Gott, daß ich von dir nicht bloß weiß mit Begriffen und Worten, sondern dich erfahren, erlebt und erlitten habe. Denn die erste und letzte Erfahrung meines Lebens bist du. Ja wirklich du selber, nicht dein Begriff, nicht dein Name, den wir dir gegeben. Denn du bist im Wasser und im Geist der Taufe über mich gekommen. Da habe ich nichts über dich ausgedacht und ausgeklügelt. Da hat mein Verstand mit seinem vorlauten Scharfsinn noch geschwiegen. Da bist du selbst, ohne mich zu fragen, zum Geschick meines Herzens geworden. Du hast mich ergriffen, nicht ich habe dich „begriffen“, du hast mein Sein von seinen letzten Wurzeln und Ursprüngen her umgestaltet, du hast mich deines Seins und Lebens teilhaftig gemacht, dich mir geschenkt, dich selber, nicht bloß eine ferne undeutliche Kunde von dir in Menschenworten. Dich kann ich darum nicht vergessen, weil du ja die innerste Mitte meines Wesens geworden bist. Wenn du in mir lebst, geistern nicht bloß leere, blasse Worte von aller Wirklichkeit in meinem Geist, die in ihrer Vielfalt und ihrem Durcheinander mein Herz nur verwirren und meinen Geist müde machen. In der Taufe hast du, Vater, dein Wort durch mein Wesen hindurchgesprochen, das Wort, das vor allen Dingen war, wirklicher als sie, in dem alle Wirklichkeit und alles Leben erst Bestand hat. Dieses Wort, in dem allein das Leben ist, ist durch deine Tat, Gott der Gnade, meine Erfahrung geworden. Seiner wird der Geist nie überdrüssig, weil es eines und doch unendlich ist, es weilt nie zu lange in meinem Geist, so daß es langweilig werden könnte, weil es ewig ist, und so meinen Geist selbst aus dem immerwährenden Wechsel und der Unbeständigkeit hinüberzieht in die stille, freudvolle Ruhe immer alten und immer

neuen Besitzes von allem in einem. Dein Wort und deine Weisheit ist in mir, nicht weil ich dich mit meinem Begreifen erkenne, sondern weil ich von dir erkannt bin zu deinem Sohn und deinem Freund. Noch bedarf zwar dieses Wort, das, aus deinem Herzen dir wesensgleich geboren, in mein Herz hineingesprochen wurde, für mich der Auslegung durch das äußere Wort, das im Glauben durch Hören aufgenommen wird. Noch ist dein lebendiges Wort mir dunkel, noch tönt es aus den letzten Tiefen meines Herzens, in die du es hineingesprochen hast, nur leise und wie im fernen Widerhall in die Vordergrunde meines bewußten Lebens hinein, in denen mein Wissen sich breit macht, das Wissen, das Mißmut und Geistesplage wirkt und nichts als die bittere Erfahrung, daß es vergessen wird und Vergessen verdient, weil es aus sich nie Einheit und Leben wird. Und doch ist hinter all dieser Mühe und Geistesplage jetzt schon ein anderes „Wissen“ in mir gnadenvolle Wirklichkeit: Dein Wort und dein ewiges Licht.

Wachse in mir, strahle in mir immer mehr auf, erleuchte mich, ewiges Licht, süßes Licht der Seele. Ertöne in mir immer vernehmlicher, Wort des Vaters, Wort der Liebe, Jesus. Du hast gesagt, daß du uns alles offenbart hast, was du vom Vater gehört hast. Dein Wort ist wahr. Denn was du vom Vater gehört hast, bist du selber, Wort des Vaters, das um sich selber und um den Vater weiß. Und du bist mein, du Wort über allen Menschenworten, du Licht, vor dem alles irdische Licht Nacht wird. Du allein sollst mir leuchten, du allein mir reden. Alles, was ich sonst noch weiß und lernte, soll mir nichts sein als ein Wegeleite zu dir, soll mich in dem Leid, das es mir nach dem Wort deines Weisen bereitet, reif machen, dich immer besser zu verstehen. Wenn es dies bewirkt hat, dann darf es selber wieder schwinden in Vergessenheit.

Dann wirst du einmal das letzte Wort sein, das einzige, das bleibt und das man nie vergißt. Dann, wenn einmal im Tode alles schweigen wird, und ich ausgelehrt und ausgelitten habe. Dann wird das große Schweigen beginnen, in das du allein hineintönst, du Wort von Ewigkeit zu Ewigkeit. Dann werden alle Menschenworte verstummt sein, Sein und Wissen, Erkennen und Erfahren werden dasselbe geworden sein: „Ich werde erkennen, wie ich erkannt bin“, werde verstehen, was du mir schon immer gesagt hast: dich selber. Kein Menschenwort, kein Bild und kein Begriff wird mehr zwischen mir und dir stehen, du selbst wirst das eine Jubelwort der Liebe und des Lebens sein, das alle Räume meiner Seele füllt.

So sei denn jetzt schon mein Trost, wenn alles Wissen, wenn selbst deine Offenbarung im Menschenwort die Sehnsucht des Herzens noch nicht stillt, wenn meine Seele müde wird bei all den vielen Worten, die wir von dir machen, und in denen wir dich selbst doch noch nicht haben. Mögen meine Gedanken in stillen Stunden aufleuchten, um im Alltag wieder zu verblasen, mögen mir Erkenntnisse kommen, um wieder in Vergessenheit zu sinken, dein Wort lebt in mir, von dem geschrieben steht: das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit. Du selbst bist meine Erkenntnis, die Licht und Leben ist, du selbst bist meine Erkenntnis und Erfahrung, du, Gott der einen Erkenntnis, die ewig ist und Glück ohne Ende.

# Stimmen an der Mauer

„Mauer verfluchte, geh weg!  
daß ich die Tränen der Mutter seh  
und das gerötete Antlitz der Braut  
und alle die Schmach, die du deckst,  
denn du hast den Bruder gemordet,  
da er dir entfloh  
und hast auch die Freiheit zerstampft  
in Dreck und in Blut!“

Der Posten steht stramm und schielt durch das Rohr,  
zum Glück ist jetzt Ruhe, man schweigt,  
doch bald wird es Tag; er flucht weit ihm froh  
und sich an der Mauer nichts Neues mehr zeigt.  
„Wir bauen statt Häuser für Arbeiter, Bauern  
ein schändliches Werk in der Stadt;  
man hat uns gedroht, man wird es bedauern,  
doch wo bleibt der Friede, wenn niemand ihn hat...“

„Mauer verruchte, geh weg!  
daß auch die Bauherrn die Gräber entdecken  
und die zerschlagenen Körper am Pflaster.  
Du sinnloser Unsinn, zerbißst!  
denn hinter dir martern sie Menschen,  
die menschlich noch wagen zu fühlen  
und machen sich selber zu Göttern.“

„Nahe am Grenzzaun liegt einer und schreit,  
komm näher heran und ich knalle dich nieder!  
Noch ist es früh, mein Sohn ist schon weit:  
mein Sohn sucht die Freiheit, vielleicht kommt er wieder,  
denn ihr habt Fassaden, dahinter ist's hohl  
und habt Hiroshima, wo Frauen in Tränen  
die Sterbenden stillen  
und führt euch auf Gräbern so vortrefflich wohl;  
ihr seid voller Freßlust gleich wilden Hyänen.“

Wir sind es nicht wert, daß wir leben,  
nicht du und nicht ich,  
solange dies Schandmal hier steht,  
und wir nicht mit eigenen Händen  
die Steine entfernen.  
Acht schickt' uns der Himmel ein Feuer,  
das alles versengt,  
damit aus der Lava  
ein Leben entstehe.  
das menschlicher sei,  
ein Leben, das liebend  
und wahrhaft und frei

Gedicht und Graphik  
Hans Mair (Erlangen)



# MARTIN BUBER

„Nicht darum geht es, der Jugend Religion aufzuerlegen, sie in eine Ordnung des Wißbaren und Tubaren einzustellen, sondern darum, in ihr eine eigene latente Religion zu erwecken; das ist: die Bereitschaft, der Berührung des Unbedingten standzuhalten.“  
(Aus: „Einsichten“ von Martin Buber, Insel-Verlag).

Der wirkliche Umgang des Menschen mit Gott hat an der Welt nicht bloß seinen Ort, sondern auch seinen Gegenstand. Gott redet zum Menschen in den Dingen und Wesen, die er ihm ins Leben schickt; der Mensch antwortet durch seine Handlung an eben diesen Dingen und Wesen.

Was ist das Ewige, das im Jetzt und Hier gegenwärtige Urphänomen dessen, was wir Offenbarung nennen? Es ist dies, daß der Mensch aus dem Moment der höchsten Begegnung nicht als der gleiche hervorgeht, als der er in ihn eingetreten ist.

Als ein Nichtstandhalten stellt sich die Sünde der ersten Menschen dar: alles ist ihnen gewährt, die ganze Gnadenfülle, auch der Baum des Lebens ist ihnen nicht verboten, nur eben die Kenntnis des Beschränkenden, des Verhättnisses von ursprünglicher Reinheit und geordnetem Makel in der Schöpfung, nur eben das Geheimnis des Urmangels, das Geheimnis von „Gut und Böse“ hat Gott sich vorbehalten;...

# HEER

Friedrich Heer

... Fromm sein heißt, sich von der Wirklichkeit empfindern, sich von ihr erschüttern lassen — sich von Gott und vom Menschen erschüttern lassen, in eben jenen Formen, Farben, Gesichtern, Gestalten und Dimensionen, die Gott in einer bestimmten Zeit dem Menschen offenbart...

Bertold Brecht

Warum ist also nicht Ruhe? Warum stehen immer noch Leute im Hof wie Kehrriecher — wartend, daß man etwas hingibt? Ich habe zu verstehen gegeben, daß man das Hohe Lied von mir nicht mehr erwarten darf. Wer immer es ist, den Ihr sucht: ich bin es nicht.

# BRECHT

# PASCAL

Unbegreiflich ist, daß Gott ist, und unbegreifbar, daß er nicht ist; daß die Seele dem Körper vereint ist und daß wir keine Seele haben; daß die Welt geschaffen ist und daß sie es nicht ist; daß es die Erbsünde gibt und daß es sie nicht gibt.

Wenn der Mensch nicht für Gott geschaffen wurde, warum ist er dann nur in Gott glücklich? Wenn der Mensch für Gott geschaffen wurde, weshalb ist er dann so im Widerspruch zu Gott?

# KIERKE- GAARD

Viel Sonderbares, viel Beklagenswertes, viel Empörendes ist über das Christentum gesagt worden; aber das Dämmste, was man jemals gesagt hat, ist, es sei bis zu einem gewissen Grade wahr...  
(Aus „Kierkegaard“, Fischer-Bücherei 109).

„Laß andere darüber klagen, daß unsere Zeit böse sei; ich klage darüber, daß sie armseelig ist, denn sie ist ohne Leidenschaft...“

... Viel Sonderbares, viel Beklagenswertes, viel Empörendes ist von der Liebe gesagt worden, aber das Dämmste, was man von ihr gesagt hat, ist, sie gelte bis zu einem gewissen Grade...“

# Kardinal Nikolaus von Cues

## Fürstbischof von Brixen

Zu den Koryphäen der Wissenschaft, die Deutschland aufweisen kann, zählt unstreitig Kardinal Nikolaus Chryppfs (Krebs), geboren 1401 von wohlhabenden christlichen Eltern zu Cues an der Mosel, weshalb er häufig Cusanus genannt wird. Sein Vater betätigte sich als Schiffer und Winzer. Cusanus genoß eine gründliche Ausbildung in der berühmten Lateinschule der Fraterherren zu Deventer in Holland. Dann bezog er die Universität Heidelberg, wo er sich nur eineinhalb Jahre aufhielt. Hingegen oblag er sechs Jahre lang an der Universität Padua humanistischen juridischen, philosophischen, mathematischen und astronomischen Studien. Dabei offenbarte er außerordentliche Talente und begeisterte sich für den Humanismus. 1423 erwarb er das Doktorat des Kirchenrechtes und kehrte hierauf in die Heimat zurück. Dort forschte er jahrelang in alten Bibliotheken nach Handschriften von alten Klassikern und entdeckte auch solche, z. B. über Platon. Zeitweilig widmete er sich auch theologischen Studien in Köln und empfing dort 1429 die Priesterweihe. Bald erhielt er mehrere Pfründen. Unter anderem wurde er 1439 Dekan des Stiftes St. Florian zu Koblenz. 1432 sandte ihn der Erzbischof Ulrich von Trier als Vertreter zum Konzil von Basel, wo er mit berühmten Gelehrten nähere Bekanntschaft machte, z. B. mit Aeneas Silvius Piccolomini, dem späteren Papst Pius II. Diese Kirchenversammlung stellte sich bald in scharfen Gegensatz zu Papst Eugen IV. (1431/37) und erneuerte den falschen Grundsatz, der schon auf dem Konzil von Konstanz (1414/18) aufgestellt worden war, nämlich daß ein allgemeines Konzil über dem Papst stehe. Diese Anschauung vertrat zuerst auch Nikolaus von Cues in Werken „De concordantia catholica“, das er in Basel vollendete. Sonst ließ er aber die Autorität des Papstes gelten und verteidigte sie auch. Als aber diese Synode Eugen IV. immer stärker bekämpfte, wechselte Cusanus die Richtung und trat in die Dienste dieses Papstes, der ihm wichtige Gesandtschaften übertrug. Dabei bewährte er sich als hervorragender Diplomat. 1437 schickte ihn Eugen IV. als Legat nach Konstantinopel, um die Union der griechisch-orthodoxen Kirche mit der römischen vorzubereiten. Diese gelang dann auch durch das Unionskonzil von Ferrara-Florenz (1438/39). Von 1438 bis 1449 betätigte sich Cusanus als päpstlicher Nuntius in Deutschland, wo er auf den Reichstagen schwere Kämpfe mit den papstfeindlichen Gegnern, wozu viele deutsche Fürsten zählten, ausfechten mußte. Dort wirkte zeitweilig in gleicher Eigenschaft Thomas Parentucelli, der später als Nikolaus V. den päpstlichen Stuhl bestieg, mit dem Cusanus Freundschaft schloß. Durch seinen überlegenen Geist und seine glänzende Beredsamkeit erzielte dieser bedeutende Erfolge. Durch seine Bemühungen kam dann 1448 zwischen Nikolaus V. und dem deutschen König Friedrich III. das Wiener Konkordat zustande. Dies versetzte der noch tagenden schismatischen Basler Synode den Todesstoß, die fast alle Bedeutung verlor. Zum Dank für die verdienstvolle

Wirksamkeit verlieh ihm Nikolaus V. die Kardinalswürde.

Neben dieser aufreibenden kirchenpolitischen Tätigkeit fand Cusanus noch Zeit, wissenschaftliche Werke zu verfassen. Auch später als Fürstbischof von Brixen schuf er noch mehrere gelehrte Schriften, obgleich ihn der Kampf mit dem Landesfürsten Sigismund stark beanspruchte und aufregte. Cusanus offenbarte in seinen Werken neue, teilweise kühne und bahnbrechende Ideen auf den Gebieten der Philosophie, Theologie, des Kirchenrechtes, der Mathematik und Astronomie. Auch als Geograph und Geschichtsforscher betätigte er sich. Er war fürwahr ein Universalgenie und gilt als der größte deutsche Humanist des 15. Jahrhunderts. In der Philosophie lehnte er sich teilweise an Platon an. Seine philosophischen Schriften sind aber schwer verständlich, da sie einen starken spekulativen, mathematischen und mystischen Charakter aufweisen. Auch sind sie von Widersprüchen nicht ganz frei. Ebenso offenbaren sie Anklänge an den Pantheismus, weshalb Cusanus angegriffen wurde. Er wies aber diese Vorwürfe in einer eigenen Schrift entschieden ab. In der Gegenwart erachtet man ihn als ersten modernen deutschen Denker und Begründer der deutschen Philosophie, die einen Bruch mit der Scholastik darstellt.

Im Herbst 1450 bestellte ihn Papst Nikolaus V., der dessen außerordentliche Energie und Fähigkeit bei seiner politischen Tätigkeit in Deutschland kennen gelernt hatte, zum Verkünder des Jubiläumsablasses und zum Kirchenreformator in Deutschland. Dabei stattete er ihn mit außerordentlichen Vollmachten bezüglich der Reform der Klöster und des Klerus aus. Er konnte Diözesan- und Provinzialsynoden und Ordenskapitel abhalten und die höchsten kirchlichen Strafen verhängen. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran. Man staunte über seine einfache und strenge Lebensweise. 1451 durchzog er viele Gegenden Deutschlands und hielt zahlreiche Synoden, Konferenzen und Tagungen ab. Infolge seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit und Beredsamkeit und wegen seines imponierenden Auftretens unterwarf man sich vielfach seinen Reformvorschriften und versprach, sie durchzuführen. Bei starkem Widerspruch drohte er mit Bann und Interdikt. Deswegen erzielte er bedeutsame Erfolge.

Anfangs März 1450 ernannte ihn Nikolaus V. kraft päpstlicher Vollmacht zum Fürstbischof von Brixen, wo der Oberhirte Johann Röt am 23. Februar 1450 verschieden war. Bevor diese Meldung dorthin gelangte, hatte das Brixner Domkapitel, von seinem Wahlrecht Gebrauch machen, das vom Basler Konzil erneuert worden war, den Kanonikus Leonhard Wiesmayer, der zugleich Kanzler des Landesfürsten Sigismund war und sich also dessen Gunst erfreute, zum Brixner Oberhirten erkoren und ihn sofort in die Verwaltung des Bistums und des Fürstentums eingeführt. Letzteres stellt entschieden eine übereilte Sache dar. Wenigstens hätte die Bestätigung des Salzburger Erzbischofs eingeholt werden müssen, dem dies Recht zustand.

Die Brixner Domherren waren über diese päpstliche Ernennung entrüstet und nicht geneigt, ihr Wahlrecht und ihren Kandidaten aufzugeben, sondern leisteten heftigen Widerstand. Sie appellierten an ein allgemeines Konzil, gemäß der damals herrschenden Auffassung, daß ein solches über dem Papst stehe. Weil Nikolaus V. bei seiner Entscheidung verharrte, blieb dieser Protest ohne Wirkung. Es kam dann zu Verhandlungen. Dem Kardinal gelang es, den deutschen König Friedrich III. für sich zu gewinnen, der ihm die Regalien (Herrschaftsrechte) über das Fürstentum Brixen 1451 verlieh. Dadurch wurde die Gegenpartei zur Nachgiebigkeit fast gezwungen. Zudem wurde dem Leonhard Wiesmayer eine Entschädigung zugesagt; daher gab das Domkapitel seinen Widerstand auf.

Um Ostern 1452 trat der Kardinal die Regierung der Diözese Brixen an. Die Stimmung war aber dort für ihn sehr ungünstig, da man ihn als Eindringling betrachtete. Sodann ging ihm der Ruf eines strengen Reformators voraus. Als solcher zeigte er sich auch sehr bald. Er war entschlossen, die Reformmaßnahmen, die er beim Klerus und in den Klöstern Oesterreichs und Deutschlands 1450/51 angewandt hatte, in seinem Bistum möglichst rasch durchzuführen. Gründe zur Verbesserung der Disziplin gab es genug. Wie in vielen deutschen Diözesen herrschten auch im Brixner Kirchenspiegel damals große Mißstände bei Klerus und Volk, vor allem Unsittlichkeit. Die Mehrheit der Landgeistlichen lebte im Konkubinat. Zur Abstellung dieser Uebel hielt der Kardinal 1453 die erste Diözesansynode ab, der 1455 und 1457 weitere folgten. Darin wurden Reformstatuten beschlossen. Ihre Durchführung wurde durch den hitzigen Streit zwischen Cusanus und dem Landesfürsten stark eingeschränkt und schließlich größtenteils verhindert.

Vor allem wollte er die Klöster reformieren, auch die weiblichen. Dabei offenbarte sich großer Widerstand. Durch Anwendung von Bann und Interdikt und Einsetzung auswärtiger Nonnen und Oberer gelang ihm die Reform der adeligen Klarissinnen in Brixen. Allein bei dem Großteil der Benediktinerinnen im Kloster Sonnenburg im Pustertal fruchteten diese höchsten kirchlichen Strafen nicht. Sie verharrten im Starrsinn. Dabei handelte es sich hauptsächlich um die Einführung der Klausur, die im Mittelalter bei Frauenklöstern streng vorgeschrieben war. Die Aebtissin Verena von Stuben rief den Landesfürsten Sigismund um Schutz gegen den Oberhirten an. Dieser sittenlose Fürst, der erwiesenermaßen über 40 uneheliche Kinder aufstellte, war gerne bereit, sie zu leisten und gegen den Kardinal aufzutreten. Er bereitete ihm bei seinen Reformbestrebungen die größten Schwierigkeiten, ja vereitelte sie vielfach, weshalb diese Fürsten miteinander in den ärgsten Streit gerieten. Dabei verhängte der Kardinal über das Land das Interdikt und über zahlreiche Anhänger Sigismunds den Kirchenbann. Diese Strafe traf auch mehrere Domherren, weil sie der Aufnahme eines Neffen des Kardinals in das Domkapitel widerstrebten.



Dadurch machte sich dieser beim Klerus verhaßt.

Schließlich wollte Cusanus dem Landesfürsten die gräflichen tirolischen Lehen entziehen und sie einem bayerischen Prinzen übertragen. Der Brixner Bischof war nämlich von rechts wegen Oberlebensherr der Grafschaften im Eisack-, Puster- und Inntal, die ihm von Kaisern im 11. Jahrhundert übergeben worden waren, und der Landesfürst war eigentlich sein Vasall. Nun hatten die Landesfürsten den Großteil dieser Lehen schon seit Jahrhunderten inne und hatten zu ihrer Verteidigung auch Kriege geführt, weshalb sie die Herrschaft darüber auch wegen Verjährung als ihr Recht ansahen. Als Sigismund von der Absicht des Kardinals, ihm diese Lehen zu entreißen und ihn damit praktisch als Landesfürsten abzusetzen, erfuhr, geriet er Wut, überfiel ihn um Ostern 1460 in der Burg von Bruneck mit einer Kriegsschar, nahm ihn gefangen und erpreßte von ihm einen günstigen Vertrag. Daraufhin erhielt Cusanus die Freiheit wieder, erklärte aber die erzwungenen Zugeständnisse als ungültig, floh nach Rom zu Papst Pius II., der sein Freund war, und blieb dort. Dieser sprach die Exkommunikation über Sigismund und dessen Mithelfer und das Interdikt über dessen Land aus und forderte die Nachbarstaaten auf, den Verkehr mit Tirol abzubrechen. Tatsächlich wurde derselbe dadurch beeinträchtigt. Deswegen unternahm der Doge von Venedig ernste Ausgleichsversuche zwischen dem Kardinal und Sigismund. Schließlich brachte Kaiser Friedrich III., ein Vetter Sigismunds, 1464 einen Kompromiß zustande. Indes unmittelbar vor Abschluß des Vertrages starb der Kardinal am 11. August 1464 und am 14. August auch Papst Pius II. Diese Todesfälle erleichterten das Versöhnungswerk sehr. Der folgende Papst, Paul II., hob Bann und Interdikt auf. Es wurde dann das frühere politische Verhältnis zwischen dem Brixner Bischof und dem Landesfürsten wieder hergestellt.

Die schlimmste Folge dieses Streites bestand darin, daß dadurch die Reformtätigkeit des Kardinals lahmgelegt wurde. Ja die religiös-sittlichen Verhältnisse im Bistum Brixen wurden sogar schlimmer, da jahrelang das Interdikt darüber lastete und auch zahlreiche Priester suspendiert oder exkommuniziert waren. Die Wirksamkeit des Kardinals endete also in tragischer Weise. Die Hauptschuld trifft sicherlich Sigismund, aber auch der Klerus trug dazu bedeutend bei, der sich der notwendigen Reform vielfach widersetzte. Ebenso ist der Kardinal selbst von Schuld nicht frei, da er oft schroff auftrat und die höchsten kirchlichen Strafen allzuhäufig anwendete, wodurch die Betroffenen mit Wut erfüllt wurden. Allein seine Absichten waren rein.

Sein Leichnam wurde in seiner Titelkirche San Pietro in Vinculi in Rom beigesetzt, sein Herz gemäß seiner Anordnung in der Kapelle des Spitals in Cues, das er mit seinen Geschwistern für arme Leute gestiftet hatte und das noch besteht. Ihm vermachte er auch seine große Bibliothek. Der Großteil seiner Werke wurde bereits um 1475 veröffentlicht (Frühdruck), dann wieder 1514 und 1565. Seit kurzem veranstaltet die Heidelberger Akademie der Wissenschaften eine neue, vollständige kritische Ausgabe seiner Schriften mit Erläuterungen.

Dr. Anselm Sparber  
(Brixen)

# Fallmerayer

---

## Über das Papsttum

---

Das Papsttum hat alle Völker, über die es einmal geherrscht, gewissermaßen geistig umgewandelt, und in ein jetzt nicht mehr ausscheidbares Ganzes zusammengeschmolzen. Gregor VII. und Innocenz III. waren mächtigere und größere Eroberer, Gesetzgeber und Staatenbilder, als selbst Carolus Magnus und Napoleon. Nur das christliche Rom hat eine Universalmonarchie im vollen Sinne des Wortes zu Stande gebracht, und ein gemeinschaftlicher europäischer Gedanke ist erst durch die Staatskunst der römischen Päpste nach unserem Weltteil gekommen. Dieser europäische Gedanke ist unsterblich. Selbst die Reformation hat ihn nicht erstickt, hat dieses gemeinsame Band nur äußerlich und materiell zerrissen: innerlich und geistig sind die einzelnen Nationen des Okzidents doch verwandt geblieben, d. h. der Begriff eines legalen, wenn auch passiven Widerstandes der geistigen Gewalt gegenüber der materiellen Willkür ward diesen Völkern zuerst vom heiligen Stuhl eingepflegt und mit diesem Angebinde zugleich im Herzen aller lateinischen Staaten der Keim bürgerlicher Freiheit und guter sittlicher Ordnung unaustilgbar angepflanzt. Die Ideen, welche in ihren Sendschreiben Gregor VII. und seine großen Nachfolger auf Petri Stuhl über Ursprung, Natur und Tendenz aller

weltlichen Gewalt unter die Völker Europas geschleudert haben, leben und blühen noch heute fort. Aller Häresien, aller geistigen Ungleichheit, alles Wissensstolzes und aller Feindschaft ungeachtet sind Geistesrichtung und Gesittungsbegriffe, im weitesten Sinn allen einst und jetzt katholischen Völkern doch gemeinsam geblieben und fürwahr, die Beredsamkeit eines lutherischen Oberkonsistorialrates hat in letzter Instanz mit der salbungsvollen Homilie seines katholischen Amtsbruders ganz und gar dasselbe Ziel. Ob heute das Wort in Erlangen oder Berlin, oder ob es in München oder Salamanca gesprochen wird, wer fände da noch einen Unterschied? Dieses Bedürfnis, den innern Trieb sich dem Byzantismus zu widersetzen, der blinden Materie den Geist, der eisigen Erstarrung die Bewegung, der Finsternis das Licht, der Rohheit die Politur und der brutalen Willkür das Gesetz entgegenzustellen, könnt ihr nicht mehr zum Schweigen bringen. Und wird auch der Schlachtruf jener mittelalterlichen Heroen politisch-sittlicher Freiheit jetzt in Europa nicht mehr gehört, so saust der Sturm und rollen die Donner, wenn auch im Kapitol verstummt, bald aus einer andern Himmelsgegend, weil sich der Frevler am Heiligtum vergreifen und die ewige, von Gott selbst eingesetzte Ordnung stören will.

---

## Mythos

---

... In den verschiedenen Lebensschichten, in die der Mensch von heute sich eingebettet und eingefangen sieht (oder nicht sieht), die zu mythischen, bestimmenden, gebietenden, absoluten Größen angewachsen sind: sei es die Technik mit ihren fortreisenden Eigengesetzlichkeiten, die sich in unauffaltbarer Eigenbewegung dahinwälzt, indem das Machbare schon von selbst als zu Machendes erscheint... sei es die geistige Atmosphäre, die Meinungsuniformität, die Konvention, wenn nicht die alles gewaltsam überlagernde und erdrückende Ideologie... sei es der überwältigende Sexus, der als Urgewalt mit absoluten Ansprüchen (wenn er nicht gerade als die Erlösung propa-

giert wird) sich breitmacht und auszuweisen sucht... vollzieht sich in ihnen nicht ein Aufleben der mythischen Gottheiten der Antike, eines Hephaistos, Hermes, einer Aphrodite? Die Wirklichkeiten, deren Personifizierung diese Gestalten darstellen, sind wieder zu absoluten, göttlichen, sich selbst fundierenden, angebeteten Mächten geworden. Die Entmythologisierung, die das Christentum vorgenommen hat, indem es das Göttliche rein herausstellte und die Wirklichkeit in ihrer Geschöpflichkeit und Dienstbarkeit aufleuchten ließ, scheint wieder verlorengegangen zu sein...

Alois Ties (Rom)

# Apokalypse

Drachen dräuen, sieben Siegel.  
Satan siede deine Sonde.  
Satan malt im Speichel Spiegel.  
Kreuze hängen auf dem Hügel.  
Föhnig fallen grüne Monde.

Fern im Sternensturz steigt ein Klingen.  
Durch die Gerste geht ein Mäher  
Schweigen hell und hörig singen.  
Einer odmet in den Dingen.  
Einer ist. Er ist noch näher.

Pilger trauern durch die Wüste —  
Herrlich Luzifer zu hassen.  
Meere wölben blaue Brüste.  
Friedherr, daß ich Frieden wüßte:  
Laß mich Deine Füße fassen.

Steil im Porphyrt sanfter Stirnen  
Blühen Engel an der Wende.  
Ich bin. Anfang. Ich bin. Ende.  
Duftend beten schmale Dirnen,  
Wahnsinn weht durch ihre Hände.

Plötzlich gellt die Feuergarbe.  
Strahlen schälen Schalen leise.  
Rosig reißt der Mund zur Narbe.  
Welten füllen sich in Farbe.  
Rauscht im Raum die Sonnenreise.

Einer spricht: Es war. Es werde.  
Alt im Anker beben Kerne.  
Hagel blutet auf die Herde.  
Flammen duften hoch zu Pferde,  
Fern im Sterben kühler Sterne.

Gold und Dunkel lastet Dichte.  
Einer spricht: Es war. Es werde.  
Feurig fährt er zu Gerichte.  
Tief im Lauschen rauschen Lichte  
Fieberst du und fällst zur Erde.

Einmal werde ich dich wissen  
Unsagbares Sein der Erden.  
Still verdichtet einsam werden.  
Einmal werde ich dich wissen.

Unsagbares Sein der Erden.  
Ich bin trüchtig und will tragen  
Stille ungesagt zu sagen.  
Unsagbares Sein der Erden.

Still verdichtet einsam werden.  
Tief im Wort zum Leben neigen  
Immer tiefer bis zum Schweigen  
Still verdichtet einsam werden.



# WIEGENLIED

*Es geht uns gut, wir hungern nicht;  
wohl gibt es Krieg an vielen Orten —  
wir trinken Sekt, die besten Sorten,  
und niemand hält, was er verspricht.*

*Wir führen nerzbehangne Damen  
und fahren teure Sportcoupés,  
wir spielen Liebe in Cafés —  
doch keiner weiß, woher wir kamen;*

*auch weiß heut keiner das Wohin.  
Die Frauen pflegen Pudelhunde,  
nach Müttern fragt man nicht zur Stunde,  
nur Träumern kreist sowas im Sinn.*

*Es könnt uns gar nicht besser sein;  
wir bilden eine neue Rasse,  
die Jungen sterben auf der Straße,  
die Alten fern und ganz allein.*

*Wen kümmert's, daß die andern darben,  
daß Tausende noch Hungers sterben?  
Man wird uns dereinst Henker senden,  
die wegen unsres Gutseins starben.*

Hans Mair (Erlangen)

# DIE ANDEREN

Vielleicht drückt uns die Leere, die unter den Menschen ist, wenn sie vergessen haben, Menschen zu sein. Wenn sie vergessen haben, daß sie füreinander geschaffen sind, daß erst Gemeinschaft sie ganz Mensch sein läßt. Diese Gemeinschaft, auf die unsere ganze Generation hofft und von der die Menschen seit jeher träumen, läßt sich letztlich nicht am Konferenztisch hören. Sie setzt vielmehr voraus, daß Menschen ihre Wurzeln sind, Menschen, die einander achten!

Nein, sie dürfen einander nicht nur dulden, sie müssen den Anderen als Person anerkennen, ihm zugestehen, daß er anders ist als sie. Dann wird es diesem ein Leichtes, sich ihnen mitzuteilen; ihnen von seiner Welt, von seiner Erfahrung und seinem Menschenbild zu sprechen. Denn was ist notwendiger zur Ueberbrückung der trennenden Gegensätze, was fruchtbarer zur Bereicherung unserer Teilerkenntnisse, als dieses Aufeinanderzugehen. Da dies aber persönliche Freiheit voraussetzt, bedarf es eines „Runden Tisches“, einer unausgesprochenen gegenseitig zugestandenen Gleichberechtigung aller.

Ob wir uns nicht auch einmal darum bemühen sollten, den Anderen nicht mit unseren, sondern mit seinen Augen zu sehen?

Nein, man darf von ihm nicht fordern, daß er alles an uns abtrete! Ein Letztes muß ihm bleiben, nämlich daß er er selber sein kann! Denn, zerbricht die Schale, aus der er gewachsen und aus der er immer wieder neue Kraft schöpft, in der er sich geborgen fühlt, dann erlischt sein Feuer und er wird denen, die von ihm wollten, daß er ein ganz anderer sei, eine träge Last.

Letztlich handelt es sich hier also um die Toleranz, um dieses Zusammenspiel von Achtung, von Demut und Rücksicht.

Aehnlich verhält es sich wohl auch mit der Begegnung zweier Völker. Da hier persönliche Momente weitgehend wegfallen, bedarf es einer klar ausgesprochenen Grundhaltung der Öffentlichkeit.

Unter Brüdern ist es so, daß der kleinere auf das Beispiel des größeren wartet; und will ein Starker, daß ein Schwacher ihm vertraue, so muß er darauf achten, daß sein Gewicht den Schwachen nicht in eine verkrampte Igelstellung dränge. Denn, erst wenn der Kleine spürt, daß der Große ihn anerkennt, kann er ihn bejahren. Ob er's dann tun soll?

Vielleicht sind wir schon einem Menschen begegnet, von dem wir spürten, daß er uns für voll nahm; war uns da nicht, als wünschten wir, ihm Freund zu sein?

Josef Ties (Innsbruck)

Karl Trojer (München)

# WAS IST DER MENSCH?

## Buchbesprechung

Theodor Haecker: „Was ist der Mensch!“ Ullsteinbücherei 262.

Die europäische Philosophie bemüht sich seit Sokrates, auf die Frage nach dem Wesen des Menschen eine befriedigende Antwort zu finden. Daß diese Frage heute alles eher als befriedigend gelöst ist, beweist die moderne Anthropologie und Psychologie und ihr Niederschlag in der Literatur. Das Ergebnis dieser mehr in die Breite als in die Tiefe gehenden Analysen ist, daß sich der Mensch heute fragwürdiger vorfindet denn je.

Angesichts dieser Tatsache liest man das Büchlein von Theodor Haecker mit um so größerer Befriedigung. Der Autor rühmt sich nicht, voraussetzungslos (was letztlich heißt: prinzipienlos) an das Problem heranzugehen, sondern setzt an den Anfang zwei ganz klare Prinzipien, die er bis zum Schluß aufrecht erhält: 1. Das Höhere kann wohl das Niedere erklären, niemals das Niedere das Höhere. 2. Die Veränderlichkeit des Menschen tritt zwar für unser Auge offener zutage; trotzdem ist seine Unveränderlichkeit um eine Ordnung höher, also wahrer und wirklicher. Diese letzte gehört freilich zu jenen Wahrheiten, „die auf natürliche Weise gerade noch eingesehen werden können“, aber letztlich nur im Lichte der Offenbarung für ewig gesichert sind.

Das Buch zerfällt in drei Kapitel: I. Ueber die Fundamente des Abendlandes, II. Der Mensch im Chaos, III. Was ist der Mensch? Mit erstaunlicher Präzision öffnet uns Haecker die Augen für das christliche Menschenbild. Dabei geht er aus von dem Satze, der am Anfang allen Menschseins gesprochen wurde, daß der Mensch geschaffen sei „ad imaginem et similitudinem Dei“. Das ist für Haecker keine billige Ausflucht aus der Problematik, sondern der einzig mögliche Zugang zur Lösung des Problems.

Erst diese Offenbarungswahrheit, daß der Mensch als „Mensch“, Ebenbild

Gottes, jenseits aller Unterschiede der Geschlechter, Rassen und Völker, der Stände und Klassen für ewig gerettet ist, gibt uns das Recht, ja die Pflicht, jenes Humane... mit aller Kraft zu wahren und als unsere geistige und physische Heimat zu verteidigen: den Dekalog und das Prophetisch-Jüdische des Alten Bundes und das Adventistisch-Heidnische in Griechen und Römern.

Theodor Haecker weiß von der Hierarchie der Werte, er weiß, daß das kontemplative Sein über dem aktiven Schein steht, daß der Logos vor der Tat kommt (das Wort Faustens vom Primat der Tat bezeichnet Haecker als das unwahrste Wort, das je ein Dichter geschrieben hat) und verteidigt diese seine Ueberzeugung mit überlegener Dialektik gegen die Pseudowahrheiten und gegen die Nivellierungstendenzen eines Spengler und Klages.

Die heute führenden Wissenschaften haben alle zur Bestimmung des Menschen, das „quodammodo omnia“ ist, Wesentliches beizutragen. Denn eine Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Menschen erfordert den Blick auf das Ganze, auf die „Summa“, „nichts darf ausgelassen werden, am allerwenigsten Gott selber, in seiner Offenbarung, in seinem Sein.“ Eine partikularistische Philosophie, die den Blick auf die Totalität verloren hat (der Hauptvorwurf, den Haecker der abendländischen Philosophie der Neuzeit macht), mußte in die Ausweglosigkeit der heutigen Zeit führen.

Wir müssen uns wieder zurücktasten zu den Quellen, aus denen das Abendland in all seinen Sternstunden geschöpft hat. Theodor Haecker ist uns ein erster Wegweiser.

Nicht zuletzt sei dieses Buch (wie übrigens alle Werke Haeckers) wegen seiner Sprache empfohlen, die sich durch eine geradezu verpflichtende Präzision des Ausdrucks auszeichnet.

# skolast

# Vorstand

Jeder wird sich an die leidige Klage über die Schreibfaulheit der Südtiroler Hochschüler erinnern. Dieses Übel scheint sich — Gott sei Dank! — überlebt zu haben. Allerdings ergeben sich nun andere Probleme. Die Beiträge für die vergangenen Nummern waren so zahlreich, daß wir sie nicht unterbringen konnten. Wir müssen deshalb eine ergänzende Nummer einschieben.

Ein weiteres Problem ist die Finanzierung: trotz der Mehrausgaben sind unsere Einnahmen die alten geblieben. Aus diesem Grunde haben wir uns zu einer Werbeaktion entschlossen, um unseren Abonnenkreis zu erweitern. Es wurden Werbekarten als Bestellkarten gedruckt; sie sollen an alle Interessenten vergehen werden. Wir denken dabei unter anderen an die älteren Akademiker, die schon vor der Gründung der Südtiroler Hochschülerschaft ihr Studium abgeschlossen oder begonnen haben. Auch hoffen wir in Deutschland und Österreich, besonders in Nord- und Osttirol Abonnenten gewinnen zu können. Hier sei auf Punkt 2 der „Wünsche“ erinnert, die der Verantwortliche des „Fahrenden Skolasten“, Dr. Rainer Seberich, zu Jahresbeginn an die Hochschüler richtete: Möge jeder Hochschüler einen Abonnenten für die Hochschülerzeitschrift werben!

Voraussetzung einer erfolgreichen Werbung ist allerdings ein allgemein interessanter Inhalt (neben Hochschulmitteilungen) und ein pünktliches Erscheinen der Zeitschrift.

Noch ein Hinweis: Für Juli wurde das Arbeitsthema „Stil in Südtirol“ angekündigt. Dieses Thema muß auf September verschoben werden (Redaktionsschluß 10. August). Im Juli werden ergänzende Beiträge der beiden letzten Nummern, ferner die Hochschulstatistik usw. erscheinen (Redaktionsschluß 20. Juni). Wie immer weisen wir auch hier ausdrücklich darauf hin, daß Arbeiten außerhalb des jeweiligen „Themas“ immer willkommen sind.

Der Pressereferent

## Richtigstellung

In der letzten Nummer des Fahrenden Skolasten wurde unter der Rubrik „Promotionen“ Jürgen Zanetti aus Versehen nur als Diplom-Kaufmann genannt. Jürgen Zanetti wurde bereits 1957 in München zum Diplom-Kaufmann graduiert; 1961 wurde er in Innsbruck zum Dr. rer. oec. promoviert.

Seit Amtsantritt des neuen Vorstandes wurden auf drei Vorstandssitzungen die wichtigsten und dringendsten Probleme und Aufgaben, die sich unserer Vereinigung von Jahr zu Jahr immer wieder stellen, behandelt und in der Zwischenzeit auch teilweise bereits ihrer Lösung zugeführt. Diese kurzen Notizen sollen in sachlicher Form alle Mitglieder über die in diesem Jahr bereits geleistete Arbeit informieren.

Sofort nach der Amtsübergabe am Beginn des Jahres schritt der Vorstand an die Arbeit, um eines seiner Hauptziele verwirklichen zu können, nämlich die bessere Organisation der Südtiroler Hochschülerschaft, was sich wegen der wenig straffen Aufbaues unserer Vereinigung als sehr schwierig erweist. Folgende konkrete Schritte wurden vorerst in dieser Hinsicht unternommen: zwecks besserer Zustellung des Fahrenden Skolasten wurde sowohl die Kartei des Adressographen vollständig überprüft und ergänzt als auch die Kartei der Altakademiker und Mitglieder im Sekretariat auf den neuesten Stand gebracht. Dabei stellte sich heraus, daß die bisher durchgeführte Trennung in Statistikbogen und Beitrittserklärung manche Unordnung in den Karteien hervorgerufen hatte. Der Vorstand beschloß daher, ab dem Studienjahr 1962/63 die zwei Bogen als einziges Formular drucken zu lassen, wobei aber alle wesentlichen Punkte weiterhin berücksichtigt bleiben. Auch die Mitgliedskarten werden in vereinfachter und handlicherer Form ausgegeben.

In gewissem Sinn fällt unter das Kapitel „Organisation unserer Vereinigung“ auch die gestartete Propagandaaktion für den Fahrenden Skolasten, von dem in diesem Jahr zwei Nummern erschienen sind und den der Vorstand auch weiterhin so pünktlich wie möglich herausbringen will. Werbekarten in Postkartenformat werden vor allem Akademikerkreisen im In- und Ausland zugesandt. Inwieweit diese Aktion von Erfolg gekrönt sein wird, müssen erst die nächsten Monate zeigen.

Von den Wettbewerben wurde das Skirennen bereits am 25. Februar durchgeführt. Als neuer Wettbewerb wurde eine Tischtennismeisterschaft in Aussicht genommen, deren Verwirklichung aber auf große Schwierigkeiten stößt (vor allem wegen des Termins). Selbstverständlich werden auch heuer wieder die Kunstausstellung und die Leichtathletikmeisterschaften anlässlich der Meraner Hochschulwochen, der Schwimmwettbewerb und die Schachmeisterschaften anlässlich der Rittner Studien-

tagung und der Artikel- und Fotowettbewerb (der in diesem Skolasten ausgeschrieben ist) organisiert werden.

Paradoxerweise wirft sowohl die vergangene als auch die kommende Studententagung ihre Schatten voraus. Die vergangene, weil die Drucklegung der einzelnen Vorträge in Angriff genommen worden ist und innerhalb der nächsten Monate in der bekannte Broschürenform erscheinen wird, die kommende, weil der Vorstand schon Thema, Ort und Termin festgesetzt hat. Und zwar wird die heurige Studententagung wiederum in Lichtenstern vom 30. Juli bis zum 3. August unter dem Generalthema „Südtirol und Europa“ abgehalten werden.

Die unbedingt notwendige Ueberholung des Maturantenblattes, das als Sonderbeilage dem Fahrenden Skolasten vom August 1957 beigegeben worden war, ist bereits abgeschlossen. Das neu bearbeitete Blatt wird den Maturanten gesondert zugeschickt. Bei der letzten Vorstandssitzung (mit Verbindungsmännern) waren zur allgemeinen Freude zwei neugegründete Hochschulgruppen vertreten, und zwar jene von Stuttgart und Mannheim mit je sechs Mitgliedern. Durch einen außerordentlichen Kulturbeitrag wurde diesen zwei Hochschulgruppen die Möglichkeit gegeben, bereits im Sommersemester 1962 eine gemeinsame kulturelle Tätigkeit zu entwickeln.

Schließlich sei noch auf die Arbeit hingewiesen, die im Studententelegrafat geleistet worden ist. Gleich zu Beginn des Jahres wurden mehrere Memoranden ausgearbeitet und den zuständigen Stellen übergeben, von denen eines die Anerkennung des in Österreich erworbenen Architektendiploms an der Akademie für Bildende Künste (mit Zusatzprüfungen), des Magisters der Pharmazie und des Doktorates der Anglistik zum Gegenstand hatte. Bei einer mündlichen Vorsprache bei den zuständigen Stellen in Rom (darunter eine Aussprache mit dem Präsidenten der Südtirol-Kommission On. Paolo Rossi) konnten die Vertreter der Südtiroler Hochschülerschaft (Franz v. Walther, Dieter Karner und Hansjörg Kucera) einiges Verständnis feststellen, was allerdings noch nicht besagen will, daß die Anerkennung dieser drei Titel als sicher anzusehen ist.

Abschließend richtet der Vorstand an alle Mitglieder die Bitte, durch die eigene rege Interessnahme (und sei es „nur“ die Bezahlung von ausständigen Mitgliedsbeiträgen!) die gewiß nicht geringe Arbeit zu erleichtern.

## Kunstausstellung

Auch heuer wird im Rahmen der Meraner Hochschulwochen (vom 10. bis 21. September) — Thema 1962: „Moderner Mensch in der Entscheidung“ — eine Kunstausstellung veranstaltet (Malerei, Plastik, Graphik, Architektur usw.). Alle sind zur Mitarbeit aufgefordert. Einzelheiten folgen.

## Sekretariat

Sekretariatszeit (bis 15. Juli) der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II. Mittwoch von 15—16 Uhr; Freitag 15—17 Uhr; Samstag 15—17 Uhr.

## Offene Stellen

KVV. Der Katholische Verband der Werk tätigen, Bozen, Bindergasse 31, läßt mitteilen, daß Stellen als Hausmeister (für die Ferienmonate) an Studenten vermittelt werden.



# Berichte aus den Hochschulen

## München

Den Auftakt unseres Programms bildete ein Treffen im Gasthof „Lohengrin“, bei dem zahlreiche neue Mitglieder begrüßt werden konnten. Leider hat unsere Gruppe, die bereits über dreißig Mitglieder zählt, keine eigene Bude und so blieb der „Lohengrin“ weiterhin unser Stammlokal. Am 15. November fanden wir uns dort zu einem gemeinsamen Abendessen ein; am 24. November wurde dort der „Kathreinstantz“ veranstaltet, auf dem sehr gute Stimmung herrschte.

Am 7. Dezember nahm die Gruppe

an einer Adventfeier mit Kardinal Döpfner in der Ludwigskirche teil und fand sich anschließend im Gesellschaftsraum des Heim Nazareth, der uns freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde, zu „feuchten“ Lebkuchen ein. Zu einem besonders eindrucksvollen Erlebnis wurde ein gemeinsamer Theaterbesuch am 15. Dezember, als in den Kammerspielen Gogols „Wassa Scheenowa“ aufgeführt wurde.

Die erste Veranstaltung im neuen Jahr war ein Treffen mit Hochschulseelsorger Pater Leithiger im Heim Nazareth; Gesprächsthema war das für den Herbst 1962 angesetzte Konzil.

Besonders lustig ging es auf unserem traditionellen Faschingsrummel im Pater-Ruppert-Maier-Heim zu; Bier,

Brötchen und lustige Kostüme sorgten dafür. Am 7. Februar besuchte uns der Wiener Journalist Dr. Chorherr von der Tageszeitung „Die Presse“ und hielt ein Referat über aktuelle Probleme des Journalismus. An dem interessanten Abend waren auch Exz. Weihbischof Forer und Pater Leithiger anwesend. Die letzte gemeinsame Veranstaltung dieses Semesters war ein Theaterbesuch im Residenztheater zu Molières „Tartuffe“.

Außerdem traf sich jeden Samstag der Singkreis im Heim Nazareth, um sich auf den Sängerwettbewerb der Hochschulgruppen vorzubereiten. Für das Sommersemester hat unser Mitglied Peter Mulser die Leitung der Hochschulgruppe übernommen.

## Mannheim

Seit drei Semestern befinden sich einige Südtiroler in dieser Industriestadt zwischen Rhein und Neckar, nur 20 km vom berühmten Heidelberg entfernt. Mannheim besitzt keine „universitas litterarum“, es hat aber die Besonderheit, noch die einzige Wirtschaftshochschule in Deutschland zu sein, nachdem kürzlich jene von Nürnberg der Universität Erlangen angegliedert wurde. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die verschiedenen Handelshochschulen für das Studium der Betriebswirtschaft geschaffen wurden, konnte Mannheim bald einen bedeutenden Namen gewinnen, dank der hervorragenden Lehrer, die dort lehrten (Schmalenbach, Nicklisch, Schmidt). Heute hofft und wünscht man, daß aus der WH eine Universität entstehen möge. Das Mannheimer Schloß, das größte in Deutschland, böte dafür gebäudemäßig die besten Voraussetzungen. Zur Zeit ist die WH nur im linken Flügel des Schlosses untergebracht. Verglichen mit anderen Hochschulen herrscht hier glücklicherweise noch keine Raumnot, so daß die rund 1500 Studenten (Betriebswirte und Handelslehrer) noch gerade Platz finden kön-

nen. Zum Sommersemester wird das neue Auditorium maximum zur Verfügung stehen; ein weiteres Prunkstück bildet, neben modernen Hörsälen, die Aula.

Bilden die wirtschaftlichen Fächer das Hauptgewicht des Studiums, so sind doch auch bedeutsame Möglichkeiten für ein Studium generale vorhanden; man kann Philosophie, Psychologie, sämtliche europäischen Sprachen, Technologie, Chemie und Musik betreiben. Trotzdem kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, in eine „Fachschule“ geraten zu sein. Es fehlt eben das ausgleichende Element einer „universitas“. Was jedoch die wissenschaftliche Qualifikation in den Wirtschaftswissenschaften betrifft, ist Mannheim neben Köln, Frankfurt und München führend.

Besonders wenn man einige Semester in romantischen Uni-Städtchen wie Innsbruck oder Marburg oder z. B. auch in Florenz verbracht hat, so hält man Ausschau nach einer soliden fachlichen Ausbildung. Dafür bietet eine Hochschule wie in Mannheim, welche Tradition und Fortschritt glücklich vereint, gute Voraussetzungen. In diesem Sinne ist die WH eine „ernste“ Hochschule, fast eine Arbeitsmühle. Man ist nur an der Alma Mater Student (selbst vom Professor wird man mit „Herr Kollege“ angesprochen), kaum verläßt man die Gebäude, geht man schnell

unter in der Menge. Die Stadt mit ihren 300.000 Einwohnern, Wirtschaftszentrum des Rhein-Main-Neckarraumes, größter Rheinbinnenhafen, mit Maschinen-, Fahrzeug-, Apparatebau, elektronischer und chemischer Industrie, ist für Studenten nicht besonders attraktiv. Neben modernen Wirtschaftswunderpalästen, findet man noch Barockbauten, die Kunsthalle, das Reissmuseum. Das berühmte Nationaltheater ist 1958 wieder neu erbaut worden, modern-nüchtern, akustisch schlecht; die Aufführungen sind mittelmäßig.

Es steht zur Freizeitgestaltung zur Verfügung, neben Kinos und ein paar guten Kneipen, falls man sich nicht einer der zehn Verbindungen anschließen will, doch wirken diese beim besten Willen in unserer Zeit und in diesem Stadtbild deplaziert. Sie lassen sich auch deshalb kaum sehen.

Die Umgebung bietet herrliche Ausflugsmöglichkeiten nach Heidelberg, Schwetzingen, in den Odenwald oder Schwarzwald und in die Pfalz.

Doch ist und bleibt der Hauptanlaß für einen Mannheimer Studienaufenthalt das „Schaffen“ (tägliche Standardfrage unter den Studenten: Was hast heute geschafft = studiert?). Das muß man wissen, um nicht in eine „falsche“ Uni-Stadt zu geraten. Aber bitte nicht länger als drei, vier Semester!

Engelbert Vigl cand. oec.

## Lehrbefähigung für deutschsprachige Mittelschulen

Das Unterrichtsministerium hat durch das Schulamt Bozen dem Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft auf dessen Schreiben hin mitteilen lassen, daß der Staatsrat unlängst ein positives Gutachten zu dem Reglementsentwurf gegeben hat, der vom Ministerium eigens für die Lehrbefähigungsprüfung zum Unterricht an den deutschsprachigen Sekundarschulen der Provinz Bozen ausgearbeitet worden ist. Den Anstoß hierzu hatte ein Memorandum der Südtiroler Hochschülerschaft und eine Vorschau der Vertreter in Rom im Dezember 1959 gegeben.

Das Reglement muß noch vom Ministerrat genehmigt und durch Dekret des Staatspräsidenten in Kraft gesetzt werden. Es steht zu hoffen, daß im nächsten Schuljahr endlich die erste Lehrbefähigungsprüfung für den Unterricht an deutschsprachigen Mittel- und Höheren Schulen abgelegt werden kann. Bisher waren unsere jungen Mittelschullehrer infolge des Fehlens einer spezifischen Lehramtsprüfung für die deutschsprachigen Schulen, deren Ablegung den Beginn der regulären Schullaufbahn bedeuten, schwer benachteiligt.

## Studientagung

Auch heuer findet die Rittner Studientagung wiederum in Lichtenstern statt und zwar unter dem Generalthema: **Südtirol und Europa**. — Termin: 30. Juli bis 3. August 1962. Anmeldungen im Sekretariat. Einzelheiten werden noch bekanntgegeben.

# Graz

Lange habe ich in den letzten Ausgaben des Skolasten geblättert und fieberhaft einen Grazer Hochschulbericht gesucht, um mit meinen Zeilen daran anknüpfen zu können. Meine Mühe war jedoch vergebens. Entweder wurde schon längere Zeit nichts geschrieben oder die betreffende Nummer ist mir verloren gegangen. Ich bin geneigt, Letzteres anzunehmen; denn ich traue meinen älteren Kollegen nicht zu, daß sie aus Bescheidenheit sich so lange in Schweigen gehüllt hätten.

Es hat sich in letzter Zeit wohl manches geändert. Unter anderem ist jedes Jahr ein großer Zuwachs an neuen Kollegen zu bemerken, so daß unsere Bude im Gambriuskeller, welche unsere älteren Kollegen mit viel Fleiß geschmackvoll eingerichtet haben, schon lange viel zu klein ist und natürlich einer Erweiterung bedürfte. Man trifft sich gerne auf der Bude zu einem Spiel in der Freizeit oder zu einem gemütlichen Beisammensein. Jeden Dienstag haben wir unsere Zusammenkünfte. Wir versuchen immer, soweit es uns gelingt, irgendjemand für einen Vortrag zu gewinnen. Im Laufe des Wintersemesters sprach zu uns der Generalsekretär der Landjugend Dr. Josef Krainer zum Thema: „Der Laie in der Kirche“. Sein Referat wurde mit besonders viel Beifall aufgenommen, da er mit Offenheit auch die heißen Eisen anzufassen wagte. Ein österreichischer Kollege, der längere Zeit in Südafrika lebte, berichtete, illustriert mit Lichtbildern, über Südafrika und sein Rassenproblem, das in dem Maße durchaus nicht vorhanden ist, wie es Zeitungen darzustellen pflegen.

Sinn und Aufgabe des internationalen Zivildienstes erläuterte uns Bertram Stoffelmayer, ein eifriger Mitarbeiter dieses Hilfskorps der Nächstenliebe. Verschiedene Kollegen zeigten in den Gemeinschaftsabend Lichtbilder von ihren Wanderungen kreuz und quer durch Südtirol. Soweit es möglich war, versuchten wir in Referaten und Diskussionen zu den Problemen unserer Heimat Stellung zu nehmen und diese Idee fand nicht zuletzt großen Anklang und lebhaftes Interesse. Oeffters besucht uns Pater Happacher. Ihm verdanken wir auch die besinnliche Adventfeier im katholischen Studentenheim mit Hochschulseelsorger Dr. Ludwig Reichenpfeifer. Die Feier wurde umrahmt von den Darbietungen eines Musikertrios mit Werken von Mozart, Haydn und Vivaldi.

Ungefähr einmal im Monat wird ein gemeinsamer Theaterbesuch organisiert. Neben klassischen Stücken werden besonders moderne Autoren ausgewählt und sie finden meist größeres Interesse. Nach der Vorstellung werden die gewonnenen Eindrücke bei einem Krügel Bier erörtert. Früher wurde vom Kulturreferenten ein Beitrag für das „Kulturbier“ bezahlt. Die bedauerliche Kürzung des Kulturbeitrages zwang uns leider von dieser beliebten Tradition abzustehen. Fast zur Tradition geworden ist unser Nikolauskränzchen. Wir hofften in diesem Jahre mit eigener Kapelle auftreten zu können, aber unvorhergesehene Schwierigkeiten erstickten unsere ganze Initiative. Im Fasching sind wir immer beim Ball der Nordtiroler Kollegen eingeladen, mit denen wir auch sonst gut zusammenarbeiten.

Ein großes Vorhaben, die Besichtigung der Kohlengrube von Fohnsdorf, konnte trotz verschiedentlicher Bemühungen nicht verwirklicht werden. Auf dem Programm der nächsten zwei Sommermonate steht eine Exkursion in eine steirische Fabrikanlage, ein Ausflug mit Pater Happacher in die wehrreiche Gegend der Südweststeiermark und unser traditionelles Sporttreffen mit dem Bund der Südtiroler, das seinen Höhepunkt in einem kampfbetonten Fußballmatch erreicht. Zu unserer Schande muß ich gestehen, daß dieses Treffen uns nie viele Lorbeeren eingebracht hat. Unsere Hoffnung stützt sich auf den Nachwuchs, dem es gelingen möge, unsere Ehre zu retten. Die Leobner Hochschüler sind zwar der Hochschulgruppe Graz angeschlossen. Ihre Tätigkeit entwickelt sich jedoch im Verborgenen ab, so daß es uns nicht möglich ist, irgendwie über sie etwas zu berichten. Es bleibt nur zu hoffen, daß sie in den nächsten Jahren soviel Zuwachs bekommen, daß sie endlich eine eigene Gruppe bilden können.

L. S.

# Mailand

„Die Stadt, die allen Arbeit bietet“, so pflegen die Mailänder ihre Stadt zu definieren. Hier, in der Metropole der italienischen Ruhr, findet wirklich jeder das, was seinen geistigen und materiellen Interessen entspricht. Auch dem Hochschüler bieten sich viele Möglichkeiten eine umfangreiche Bildung zu erwerben, denn die Stadt ist reich an Kunstschätzen, großartigen Bauten, Museen, Bibliotheken, Kirchen und Denkmälern.

An den vier Universitäten Mailands sind insgesamt 18 Südtiroler Hochschüler eingeschrieben. Davon kann leider kaum die Hälfte regelmäßig die Kurse besuchen. Die finanzielle Not zwingt leider manchen Kollegen, sich außer dem Studium beruflich zu betätigen. Jeder muß sich so oder anders durchschlagen; sei es, daß er sich tagsüber am Studienort betätigt und Abendkurse besucht, oder sei es, daß er überhaupt einige Jahre sein Studium unterbricht und in seinem Heimatort arbeitet, um sich so die nötigen Mittel zu erwerben. Um dieser Not abzuhelfen wäre es sehr wünschenswert, wenn die Zahl der Studienstipendien etwas erhöht werden könnte. Das verhältnismäßig teure Leben mag mitbestimmend sein, daß so wenig Südtiroler Studenten die Universitäten Mailands besuchen. Es wäre zu empfehlen, wenn mehr Kollegen in Mailand studieren würden, da sich die Hochschulen Mailands immerhin eines gewissen Rufes erfreuen, vor allem die Fakultäten für Wirtschaft- und Rechtswissenschaften, sowie für technische Fächer.

Gleich wollen wir unsere kleine Gruppe etwas näher unter die Lupe nehmen. Zum besseren Verständnis unserer Tätigkeit sei vorausgeschickt, daß die Universitäten in ganz entgegengesetzten Stadtteilen liegen und daß wir daher ziemlich verstreut untergebracht sind. Da wir auch über keine Bude verfügen — die geringe Zahl der Studenten schließt die Miete eines Vereinslokals aus — treffen wir uns alle 14 Tage in einer „Taverna“; dort werden wichtige Mitteilungen verlesen, Zeitungen ausgetauscht, über dieses und jenes gesprochen und zuletzt wird das

Programm unserer Gruppe festgelegt. Dabei wird den Wünschen eines jeden, soweit dies möglich ist, Genüge geleistet. Für Theater und Ausflüge sind wir immer begeistert; so gilt es, das Wertvollste und Günstigste auszuwählen.

„Sacco e Vanzetti“ war die erste Theateraufführung, die wir in diesem Jahr gemeinsam besuchten. Hierin wurden klar die negativen Folgen eines übertriebenen Nationalbewußtseins, sowie jene der Korruption aufgezeigt. Die Vorführung hat uns alle sehr beeindruckt. Und sicher hat jeder daraus eine Lehre gezogen. Einen angenehmen Abend brachten bald nachher die Ballettaufführungen in der Scala. Doch sie fielen gerade in die Zeit der Prüfungen und blieben deshalb einigen Kollegen versagt. Als jedoch „Faust“ von Gounod gegeben wurde, durfte keiner fehlen. Am besten gefielen dabei die Szenen in Marthens Garten. Die Musik hatte uns in ihren Bann gezogen; das zeigte sich eindeutig bei der Auswahl der nächsten kulturellen Veranstaltungen. Es folgte „Cosi fan tutte“ in der „Piccola Scala“ und Ende März durften wir noch den „Meistersingern von Nürnberg“ lauschen. Während am Orchester deutsche und italienische Kräfte mitwirkten, war die Aufführung völlig in deutscher Sprache, was wir sehr zu schätzen wußten.

Nach den Februarprüfungen wagten wir uns auch auf größere Pläne heran. Nun war unsere Zeit ja nicht mehr so streng bemessen. Wie wär's mit einer Fahrt nach Mantua? Der Vorschlag wurde sofort angenommen und so fuhren wir am 18. Februar dorthin. Nach einem Gedenken am Andreas-Hofer-Denkmal besichtigten wir die altherwürdigen Bauten dieser Stadt. Unsere zweite Fahrt führte uns in die Certosa bei Pavia. Fast schienen da die Spesen unerschwinglich hoch, aber am Abend war doch jeder froh, an der Fahrt teilgenommen zu haben. Ein Ausflug nach Turin bildete den Abschluß unserer gemeinsamen Fahrten. Bereits am 8. April bewunderten wir vom Hügel Superga aus das prächtige Panorama mit den schneebedeckten Alpen im Hintergrund. Die Königsgruft — mit einem allgemeinen Ueberblick über die Geschichte des Hauses Savoyen —, der Palazzo Reale und das Museum der antiken Künste werden uns stets in Erinnerung bleiben.

Nun wollen wir von unserer Gruppe etwa absehen und unsere Beziehungen zu anderen Deutschen in Mailand aufzeigen. In Mailand wohnen ungefähr 15.000 Deutsche. Zwei deutsche Seelsorger betreuen die deutsche Pfarrgemeinde. Jeden Sonntag wird der deutsche Gemeinschaftsgottesdienst gefeiert. Die „deutsche Messe“ ist ein Treffpunkt der Deutschsprechenden geworden. Auch der Jugendkreis, der alle 14 Tage stattfindet gibt jedem die Möglichkeit, neue junge Menschen kennenzulernen und im Gespräch mit Studenten und Angestellten seinen Gesichtskreis zu erweitern.

L. L.

## Volksbücherei

Am 22. März 1962 wurde in Schlanders (Vinschgau) die jüngste Volksbücherei Südtirols eröffnet. Dem Südtiroler Kulturinstitut und allen anderen Förderern sei dafür nochmals gedankt. Mögen dieser Bücherei andere Neugründungen folgen, besonders in ländlichen Gegenden, wo den kulturell Interessierten oft nur wenige Mittel zur Verfügung stehen.

# VI. ARTIKELWETTBEWERB

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft schreibt einen Artikelwettbewerb mit folgenden Thema aus:

## Die Studentin

Es kommen folgende Preise zur Verteilung:

1. Preis: L 15.000
2. Preis: L 10.000
3. Preis: L 8.000

und drei weitere Preise zu L 5.000

### Teilnahmebedingungen:

1. Zugelassen sind: a) alle Südtiroler Hochschüler; b) alle Südtiroler, die nach 1959 ihr Hochschulstudium abgeschlossen haben; c) alle Maturanten. Ausgeschlossen ist der Sekretär der Jury.
2. Die Aufsätze müssen maschinengeschrieben in fünf Exemplaren vor Ablauf des Einreichetermins anonym durch die Post mit der Angabe „Artikelwettbewerb des ‚Fahrenden Skolasten‘“ an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II, gesandt werden. Zur Identifizierung muß der Verfasser den Aufsatz mit einem Kennwort oder eigenen Titel versehen; die Kennwörter oder Titel müssen auf einem verschlossenen Briefumschlag,

der Name und Adresse des Teilnehmers enthält, wiederholt werden. Nach der Entscheidung des Fünferausschusses werden die Umschläge mit den Kennwörtern der prämierten Aufsätze geöffnet und deren Verfasser benachrichtigt. Die übrigen Umschläge bleiben ungeöffnet. Die Verletzung des Anonymitätsgrundsatzes hat den Ausschluß der Bewerbung zur Folge.

3. Einreichetermin: 17. November 1962.

### Preisverteilung:

1. Die Verteilung der Preise erfolgt durch einen Fünferausschuß.
2. Ein Sekretär ohne Stimmrecht wird vom Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft ernannt.
3. Der Fünferausschuß wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und legt

### Zum Artikelwettbewerb

„Die Studentin“... wer mag den Vorschlag zu diesem Thema wohl auf dem Gewissen haben? Irgendwo liest man: „Schön wie eine Philosophiestudentin“... Nein, darum geht es nicht. Aber auch nicht um die Frage, ob Mädchen studieren sollten oder nicht — diese Frage ist schon längst keine Frage mehr. Aber vielleicht läßt sich jemand vom Artikel „Leichte Streuung von Weiblichkeit“ (Fahrender Skolast, Oktober 1961, 6. Jg., Nr. 4) anregen.

Man ist doch sonst nicht so zurückhaltend, wenn es um ein Urteil über die „Kollegin“ oder „Kommilitonin“ geht... hier kann sich jeder einmal schriftlich austoben.

das Verfahren der Preisverteilung fest. Die Besprechungen des Fünferausschusses sind streng geheim.

4. Sollten sich bei der Vergabe der Preise Schwierigkeiten ergeben, so können zwei Drittel der Beträge ex aequo in einem anderen, vom Fünferausschuß festzusetzenden Verhältnis unter die Verfasser der besten Aufsätze aufgeteilt werden.
5. Die Entscheidungen des Fünferausschusses sind unanfechtbar. Die Zuweisung einer Prämie bedeutet keineswegs, daß der Fünferausschuß die Auffassung des Schreibers teilt.
6. Die Schriftleitung des „Fahrenden Skolasten“ behält sich das Verfügungsrecht über die eingelaufenen Arbeiten vor.
7. Die Überreichung der Preise erfolgt bei der Vollversammlung zu Weihnachten im Rahmen einer Feier.

# V. FOTOWETTBEWERB

Die Südtiroler Hochschülerschaft schreibt den III. Photowettbewerb aus, und zwar

## mit freiem Thema

Es werden Schwarzweißbilder und Diapositive getrennt bewertet. In jeder Kategorie kommen folgende Preise zur Verteilung:

1. Preis: L 8000
2. Preis: L 5000
3. Preis: L 3000
4. und 5. Preis: L 2000

### Teilnahmebedingungen:

1. Zugelassen sind: a) alle Südtiroler Hochschüler; b) alle Südtiroler, die nach 1959 ihr Hochschulstudium abgeschlossen haben; c) alle Maturanten. Ausgeschlossen sind die Mitglieder der Jury und deren Sekretär.
2. SCHWARZWEISSBILDER: Jeder Teilnehmer kann mit höchstens drei verschiedenen Photographien am Wettbewerb teilnehmen. Das Format der Bilder muß 18 x 24 sein. Papieroberfläche nach freier Wahl (weiß Hochglanz oder chamoix). Die Bilder müssen auf weißem Karton in der Größe 32 x 35 aufgezogen werden.

3. FARBDIAPOSITIVE: Jeder Teilnehmer kann höchstens drei Dias einsenden. Es ist kein Format vorgeschrieben, jedoch müssen die Dias eingerahmt sein.

4. Die Lichtbilder müssen anonym durch die Post mit der Angabe „Photowettbewerb des Fahrenden Skolasten“ an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20, II. Stock, gesandt werden. Zur Identifizierung muß der Teilnehmer jedes Photo mit einem Motto versehen; die Mottos müssen auf einem verschlossenen Briefumschlag, der Name und Ad-

resse des Teilnehmers und die Mottos enthält, wiederholt werden. Dieser Umschlag wird erst bei der Preisverteilung geöffnet. Der Teilnehmer muß die Photographien, mit denen er am Wettbewerb teilnimmt, zusammen in einem Paket einschicken, also nicht jede einzeln. Die Verletzung des Anonymitätsgrundsatzes hat den Ausschluß der Bewerbung zur Folge.

5. Einreichungstermin: 7. Dez. 1962.

### Preisverteilung:

1. Die Verteilung der Preise, die von der Jury auch in einem anderen Verhältnis aufgeteilt werden können, erfolgt durch einen Dreierausschuß.
2. Ein Sekretär ohne Stimmrecht wird vom Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft bestimmt.
3. Die Entscheidungen des Dreierausschusses sind unanfechtbar.
4. Die Schriftleitung des Fahrenden Skolasten behält sich das Verfügungsrecht über die eingegangenen Photographien vor und ist nicht zur Rückgabe verpflichtet. Für jedes nicht-prämierte Bild, das im Fahrenden Skolasten abgedruckt wird, zahlt die Südtiroler Hochschülerschaft 500 L als Unkostenvergütung.

# WORTWECHSEL

## Weib, was bist du?

Entgegnung auf Josef Oberrauchs Zugschrift: Weib, was bist du? (Skolast, März 1962, Nr. 2).

Daß es auch Kolleginnen gibt, die ihr Examen bestehen und auch solche, die nach bestandenen Examen geehlicht werden, sollte doch in den vorangegangenen gescheiten Überlegungen mehr berücksichtigt werden. Ob sie wohl alle eine lädierte Psyche und eine kleingeschriebene Moral haben, weil sie von den Universitäten — sprich Verderbnisanstalten — kommen? Es ist kaum mehr anzunehmen, daß die Studentin eine vorübergehende Erscheinung ist. Man hat auch nicht unbedingt den Eindruck, daß die Sache forciert ist. Ich glaube fast, sie ist viel einfacher, sie ist natürlich. Ich finde die Diskussion weitgehend nur um ihrer selbst willen da, und das ist doch etwas zu wenig.

Auf den Anruf „Was bist du, Weib?“ weiß ich nur die eine Antwort: Ein Mensch wie du. Sollte das nicht genügen, so verweise ich auf Otto Weininger: Geschlecht und Charakter. 1903. — Man wird sich dann glücklich preisen, als Mann dazustehen.

Mariete Tröbinger, Innsbruck.

## di sele

## wert sich verzweifelt

Sprachen wie die englische, französische und Italienische die grundsätzlich auf Minuskelschreibung der Hauptwörter eingestellt sind, verwenden in der Schrift Großbuchstaben, sobald es beispielsweise um Rangbezeichnungen von Personen oder selbst allgemeine Benennungen von Aemtern und Anstalten der verschiedensten Bereiche geht.

Wir dürfen der Duden-Redaktion dankbar sein, daß sie sich seit langem für die Kleinschreibung von Ausdrücken einsetzt, welche heute als Umstandswörter gelten. Die Großschreibung der Hauptwörter, die als solche empfunden werden, sollte man jedoch trotz Stefan George nicht antasten. Sie macht nämlich den Satz leicher überschaubar und ermöglicht so ein rascheres Erfassen des Inhaltes. Ist dies bei jedem Lesen wichtig, so besonders beim Vorlesen.

Auch die Dehnungszeichen, deren die deutsche Rechtschreibung so viele besitzt, dienen dem besseren Verständnis des Textes. Sie leisten zudem eine wertvolle Hilfe für die richtige Aussprache. Die angestrebte neue „ortografi“ würde zum Beispiel für „sele“ (siehe „Skolast“, März 1962, S. 14) ohne weiteres dieselbe Aussprache zulassen wie in dem viel gebrauchten Fremdwort „Selektion“ und „hinzi“ (siehe ebendort) könnte mit zwei kurzen „i“ gesprochen werden,

wodurch es den Eindruck einer althochdeutschen oder einer verdorbenen spätlateinischen Form erwecken würde. Was hätte Karl Kraus dazu gesagt? Sollen wir die Dehnungszeichen preisgeben, weil andere sie nicht besitzen? Soviel Selbstlosigkeit ist weder nötig noch nützlich!

Die Sprache war ursprünglich gesprochen und wurde erst viel später geschrieben. Gerade heute steht das gesprochene Wort wieder in scharfer Konkurrenz mit dem geschriebenen. Dem tragen manche höhere Schulen Rechnung, indem sie neben dem Sprachunterricht eine ausgiebige Sprecherziehung pflegen.

Der Dienst des geschriebenen Wortes an der gesprochenen Sprache ist eine wesentliche, notwendige und edle Aufgabe, wenngleich nicht die einzige. Wird dieser Dienst im Deutschen auch durch Verwendung von Majuskeln und Dehnungszeichen erfüllt, so bestätigt er zugleich der geschriebenen Sprache ihre logische und akustische Unterscheidungs-fähigkeit und ihre Verbundenheit mit dem Kulturboden, aus dem sie organisch erwachsen ist. Deutsch ist ja nicht Esperanto!

Hans Mayr (München)

## neue ideen

neue ideen sollte man haben. da ich solche nicht habe habe ich eine neue falsschreibung

seltensam und unverständlich kommt es mir vor warum ein modegegner modewörter gebraucht. modepüppchen ist auch ein modewort, aber ich habe keine ursache als „avantgardist“ einen konservativen nachzuahmen. es kommt im unverständlich vor? gut, er weiß doch wol daß unter allen sprachen welche die lateinische Schrift benutzen di deutsche di einzige ist di noch auf großbuchstaben stetzt. weiterhin erwarte ich von im daß er einmal george (gest. 1933) gelesen hat. daß er enzensberger und di tagebücher brechts kennt verlange ich nicht. aber daß er weiß daß di kleinschreibung oft benutzt und seit langem und immer wider gefordert und auf kongressen diskutiert wird, daß er das weiß verlange ich. warum di großschreibung überhaupt noch amtlich ist, das erstaunt mich eer. es gibt leider noch immer leute di eine rarität (auch wenn si besser ins museum gehörte) unbedingt erhalten wollen. soche sind di deutschen, außerdem sind si ja di einzigen di das noch haben, ein grund mer es nicht abzuschaffen. di deutsche sprache ist für di deutschen da und di deutsch sprechenden, aber wenn ausländer si erlernen wollen so ist si auch für dise da. daß di deutsche so vil verfluchte abstrakterei treiben kommt auch davon her daß si beim lesen immer von großbuchstabe zu großbuchstabe springen. warum hat gerade das deutsche so-

vile abstrakte hauptwörter? weil ire augen in der modepuppe eben nicht den lebendigen sich bewegenden menschen seen sondern einen abstrakten typ, und den schreiben si dann groß. warum sollen nur di hauptwörter groß geschrieben werden; sind andere wortarten etwa weniger wichtig? das verhältniswort und gar das zeitwort, und was für unterschied ist zwischen sein — das sein? keiner.

aber nur langsam, es war nicht immer so. wer alte texte in der originalen schreibart, auch luthertexte und etwa noch jakob grimm gelesen hat der weiß daß di großschreibung gar nicht so alt ist, nicht etwa mit der deutschen sprache gewachsen, sondern spät (im 17., 18. jh.) durch irrtum hineingeraten. di großschreibung get auf di rechnung geschmackloser verleger und buchdrucker di in der meinung, das schriftbild wäre hübsch und prächtig und di ausgabe wertvoller, bald mer und mer wörter groß schriben, und so ging es weiter, später alle hauptwörter, und schließlich... das kann jeder mit eigenen augen seen. ingend ein herr duden vor etwa hundert jahren wollte system in di sache bringen, aber kein Mensch ist imstand mitsamt dem duden sich auszukennen.

mit dem gleichen recht mit dem herausgeber ältere texte „der heute gebräuchlichen rechtschreibung und zeichensetzung angleichen“ behäupte ich daß di rechtschreibung es nicht wert ist daß sich einer über si den kopf zerbricht. man schreibe möglichst einfach. kein wort kein begriff, wird deshalb entwertet oder herabgemindert daß man es klein schreibt. der sinn und der wert bleiben ganz gleich. es wäre wichtiger, anstatt zu überlegen wi schreibe ich das wort, nachzudenken ob das wort meinem begriffe entspricht. di kleinschreibung ist nicht eine modegrille um aufzufallen oder um zu schmücken (diesen zweck hatten ja di großbuchstaben) sondern si ist notwendig um di schrift zu vereinfachen, daß man endlich dazu übergeen kann di sprache zu pflegen. sprache das ist nicht geschriebenes sondern gesprochenes. wir sprechen nicht um zu schreiben, sondern wir schreiben um zu sprechen. di laute di wir beim sprechen hören zeichnen wir als buchstaben auf; was wir beim sprechen nicht hören das aufzeichnen hat keinen sinn und ist unfug. genau zeichnet allerdings nur die lautschrift di laute auf, doch si ist noch schwiriger. sprache das muß wider als gesprochen empfunden werden und nicht als geschrieben. das gesprochene wort stet über dem geschriebenen. denn jedes wort bevor es geschrieben wird, wurde es gesprochen oder es hat im ore des verfassers geklungen und wenn es geschrieben ist wartet es darauf gesprochen zu werden

heribert platzgummer (bonn)